

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Schützenfest.

Erzählung von
M. Tamms.



Die kleine Stadt war
völlig aus Rand
und Band.

Morgens in der
Frühschonweck-
ten die Bumba-
rassa der großen
Pauke die Leute
aus dem Schlaf.
Das waren aber
nur Greise und
Säuglinge;
alle anderen be-
fanden sich be-

reits vor Tau und Tage in sieberhafter Bewegung. Grüne Tannengirlanden wurden von hüben nach drüben über die engen Gassen gespannt. In der Mitte derselben baumelten schöne, rote Transparente mit allerhand Sprüchen, wie „Heil den Schützen!“, „Hoch dem König!“ in der blauen Junilust.

Um die Türen nagelten geschäftige Hände dicke Eichen- und Buchengewinde. Aus den Fenstern hängten die Hausfrauen allerhand gresles Zeug: Betteppiche, Läufer, Decken, was ihnen gerade unter die Finger kam. Eins nur war Bedingung: bunt mußte es sein. Und bunt waren auch die Blumen, welche Kinderhände auf das holprige Pflaster streuten. Denn leuchten, leuchten sollte die Festfreude wie die strahlende Junisonne am Himmel!

Bum! dröhnte die Pauke.

Albert Meinhard hielt es nicht länger in der Stube. „Nur einen Augenblick!“ entschuldigte er sich, sprang vom Tisch auf, dehnte die schmalbrüstige, hoch aufgeschossene Gestalt und war mit zwei Säßen zur Tür hinaus.

Anna blickte erschrocken hinterdrein. Sie kannte ihren Mann. Der schloß sich jetzt draußen unbesehen dem Festzug an, und die Arbeit blieb vergessen in der Ecke. Die eilige Arbeit!

Hastig stürzte sie ihm nach und erhaschte ihn noch gerade im Flur, als er im Begriff stand, den Rock zu wechseln und den Hut auf das krause Haar zu setzen.

„Albert, Mann, wenn nun Herr Friedrichsen kommt! Dreimal hat er schon nach der Schreibmappe gefragt. Falls sie heute noch nicht fertig sein sollte, hat er gesagt, ließe er sie abholen und er würde unter all seinen Bekannten verbreiten, was für ein unzuverlässiger Geschäftsmann du bist!“

Der junge Buchbindermeister schüttelte ihre Hände ab.

„Sag, er soll sie sich sauer einkochen!“ rief er ungeduldig. „Ich bin ein Schütze und habe die Verpflichtung, nicht zurückzubleiben, wenn die Gilde ruft —“

Anna ließ sich aber nicht überzeugen.

„Und der Hauswirt, Albert? Ach Gott, du weißt doch, wir sind ihm von drei Monaten die Miete schuldig. Er hat uns ja schon verklagt! Heut ist der Letzte; er kommt, das Geld zu holen. Ich weiß es ganz sicher. Und wir haben noch lange nicht alles beisammen! Wenn er dich dann nicht bei der Arbeit findet und ich ihm sagen muß, wo du bist — draußen auf der Vogelwiese, wo's so viel Geld kostet und die Menschen so schre.lich viel trinken —“

Ihr kamen die Tränen.

„Donnerwetter noch 'mal, nu laß mich aber in Frieden!“ schrie Albert wütend; vielleicht um so lauter, weil es galt, das eigene Gewissen und ihr Schluchzen zu übertönen, das ihn weich zu machen drohte. „Soll ein Mensch nicht 'mal sein Vergnügen haben, wenn er Tag für Tag wie ein Tagelöhner schuftet? Was? Tutest du auch in das Horn, Anne? Man muß doch leben. Sieh die Reichen an, Doktors hier im Hause und drüben Rechtsanwalts, fahren die nicht täglich in ihren eigenen Wagen spazieren? Oder sitzen sie nicht allabendlich in der Laube mit guten Freunden und schmausen, während ich —“

„Während du dich mit dem Schläge sechs von der Arbeit wegstichst und an der Ecke bei Sabrinski deinen knappen Verdienst in Schnaps und Bier durch die Gurgel jagst!“ schaltete Anna bitter ein. Die Angst gab ihr Mut.

Einen Augenblick hielt Albert betroffen inne.

„Ja,“ fuhr sie leidenschaftlich fort, „das ganze Geld, von dem du und ich und die beiden Kinder leben sollen, bringst du durch, Albert. Und ich — ich sitze und gräme mich. Und wenn du dann weg bist, und alles um mich so still ist, und es dunkel wird und spät und du immer, immer noch nicht wiederkommst, dann kommt statt deiner die Angst geistlichen und packt mich, daß ich aufschreien möchte. Die entsetzliche Angst vor der Zukunft. Was soll werden, wenn es so weiter mit uns bergab geht? Die Kinder werden größer und brauchen immer mehr. Wir wollen sie doch auch 'was lernen lassen und zu anständigen Menschen machen. Und ich, Albert, bin nicht die Kräftigste, und wenn ich nun 'mal krank werde und nicht mehr für Geld stücken kann — ach Gott, und wenn der Wirt, der ja kein Herz und keine Geduld hat, kommt — mir wird ganz verzweifelt in solchen einsamen Nachtstunden. Das einzige, was mir dann hilft, ist, daß ich die Nadel aus der Hand lege und am Bett der Kleinen niederkniee. Ihr warmer Atem geht so sanft, und sie wachen nicht davon auf, wenn ich den Kopf auf ihre Decke lege und mich ganz still bei ihnen satt weine.“

Dem jungen Buchbindermeister schmolz das nur allzu weiche Herz in der Brust. Sein Muring und weinen! Weinen um ihn! Hatten sie sich denn nicht herzlich gern? Liebte er nicht seine Kinder?

Nun denn, ja. Er wollte bleiben. Wahrhaftig, solch ein Lump war er denn doch nicht, Kummer über die Seinen zu bringen. Und wenn die Welt aus den Fugen ginge, er blieb jetzt daheim! Jawohl,

grade! Sie sollte sich nicht die hübschen, blauen Augen trübe machen, und die kleinen Krabben drin in der Stube, die sollten später einmal stattliche, kluge, studierte Leute werden!

Bum! mahnte von fern her die große Pauke.

Ein letzter leiser Seufzer des Bedauerns entstieg seiner Brust.

Aber schon hatte Anna ihm die warmen Arme um den Hals gelegt, und eng verschlungen traten sie ins Zimmer zurück.

„Nun aber auch schnell an die Arbeit!“ mahnte sie vergnügt.

Und Albert warf gehorsam den guten Rock ab, steckte die Arme in den Kittel, holte die Schürze vom Nagel und setzte sich zu dem Lehrling an den Arbeitstisch.

So recht freilich wollte es heute nicht schaffen. Das kam daher, weil die Fenster des zu ebener Erde gelegenen Raumes auf die Straße sahen. Alle Augenblicke kam ein sonntäglich geputzter Mensch vorüber. Oder Kinder in ihren weißen Röschchen und blauen Matrosenkitteln sammelten sich jauchzend auf dem Fahrdamm. Und allmählich drang der eigentliche Festlärm näher und näher, Stimmen schwirrten und über dem Bumberassa der aufdringlichen Pauke klang das Quinquillieren der Flöten und Klarinetten.

„Sie kommen, sie kommen!“ jubelten Hänse und Miez. „Bating, nimm mich auf 'n Arm!“

„Was aus!“

Albert Meinhard sprang auf. Schon hatte sich der blondlockige Hänse auf den Stuhl geschwungen und Klein-Miez kletterte an seinen Beinen empor. Er stellte die Kinder ins offene Fenster, umschlang sie mit den Armen und lehnte hinaus.

„Na nu, Nahber¹⁾, un du gehst nich mank²⁾ den Zug?“ rief Fleischermeister Kettelbohm, ausgangsgerüstet, verwundert über die Straße. „Da slag doch de Dunner drein! Un büst einer von die besten Schützen, ja, das büst du!“

Anna, die neben dem Manne stand, griff eifrig dazwischen.

„Wir sind solide Leute und bleiben heute daheim!“ sagte sie scherzend.

„Ach, jüh so!“ machte der drüben, zog die Schultern hoch und kraute sich am Ohr. „Weet all, weet all!³⁾ Die Gnäd'ge hat's verboten. Na, denn man zu!“

Dem Buchbindermeister schoß das Blut zu Kopfe.

„Als ob meine Frau was zu verbieten hätte!“ meinte er sehr von oben herab.

„Na nu,“ lachte jener aus vollem Halse, „man nich so großprodig, Herr Nahber. Ummer jachting⁴⁾ mit die jungen Pferde! Die Sach' muß doch ihren Grund haben, denn mit die Solidität is das sonst man so — so!“ Und er zuckte vielsagend die Achseln.

In ihrer Sorge, die Unterhaltung möchte wieder zerstören, was sie mit Bitten und Tränen mühsam aufgebaut hatte, ließ Anna den Gatten nicht erst zu Worte kommen.

„Bei uns ist heute die Arbeit dringlich!“ schaltete sie ein. „Da müssen alle Kräfte ran. Zum Feiern bleibt keine Zeit übrig!“

„Was Sie nich sagen, Frau Meinhard! Un da kriegen Sie Ihren Mann woll hübsching am Rock-schoß zu packen, daß er nich wegwutschen kann, hm?“

„Ich habe dir schon mal gesagt, Kettelbohm, daß meine Frau mir nichts zu sagen hat!“ rief der Buchbinder, dem der Ärger zu Kopfe stieg. „Wenn das Weiberregiment etwa bei dir an der Mode ist, so brauchst du noch lange nicht alle Männer für Bangbüzen¹⁾ und Pantoffelhelden zu ästimieren!“

„Nein, nein, Herr Kettelbohm,“ stimmte Anna angstvoll zu, „wie können Sie so etwas denken!“

„Wer's glaubt!“ meinte jener.

Meinhard riß die Kinder vom Fenster herab und stemmte sich gereizt mit beiden Ellbogen auf das Sims.

„Halt 'n Rand!²⁾“ schrie er aufgebracht.

„Auch recht!“ antwortete der drüben höhniisch.

„Was mich nicht brennt, blaß ich nicht. Da kommen sie um die Ecke. Adjüs ok. Ich zieh mit, denn alle Mann ran, das is heut die Parole. Du bleib nur ruhig bei Muttern zu Haus un laß dich mit 'n Schürzenband an 'n Arbeitstisch binden!“

Albert Meinhard knirschte.

Ja, da kamen sie. Vorweg die bekränzten Musikanten mit ihren in der Sonne funkelnden Instrumenten, darnach die Schützen in festlicher Tracht, am Dreimaster einen Eichentrieb. Den vorjährigen König zierte außerdem die breite, goldene Kette, die sich prächtig von dem grünen Jagdhabit abhob, und die blinkende Medaille auf der wohlhabend ausgepolsterten Fleischherbrust.

Ringsher begleitete ein Schwarm von Gassern den Zug, und aus allen Fenstern regnete es Sträußchen auf die Schützen herab, die ihrerseits rechts und links nickten und dankende Handgrüße ins Publikum warfen.

Miez und Hänse waren längst wieder auf ihren Beobachtungsplatz zurückgekommen. Sie jubelten und schrieten mit der Straßensjugend um die Wette. Je näher der Zug rückte, desto begeisterter ward ihr Geschrei.

Zwinker stand der junge Vater dabei und in seinen Mienen kämpfte es.

„Adjüs ok!“ rief Kettelbohm noch einmal, reichte sich in den Zug und schwenkte den Hut. „Vielleicht erlaubt Muttern dir nach Feierabend, auf der Vogelwisch³⁾ ein hüschchen⁴⁾ durch den Zaun zu kucken. Das kost' nichts un da kann deiner Solidität nichts bei passieren!“

Alberts bemächtigte sich eine unbeschreibliche Erregung. Was des Nachbars Spott begonnen, vollendete das berauschte Schauspiel, das sich vor seinen Augen entfaltete, und in welchem eine der Hauptrollen von Rechts wegen auch ihm vorbehalten war. Eine Minute noch, dann war es vorüber, und er blieb zurück, einsam — vergessen —

¹⁾ Nachbar (pommerisch). ²⁾ in, zwischen. ³⁾ weiß schon. ⁴⁾ immer ruhig!

¹⁾ Feiglinge. ²⁾ Halt den Mund! ³⁾ Vogelwiese. ⁴⁾ ein hüschchen.

„Halt!“ rief er befinnungslos, „tömt nen büschen!“
 Ich komm' mit, Nahber!“

Beinahe wäre er in seinem Eifer aus dem Fenster
 direkt in den Zug gesprungen.

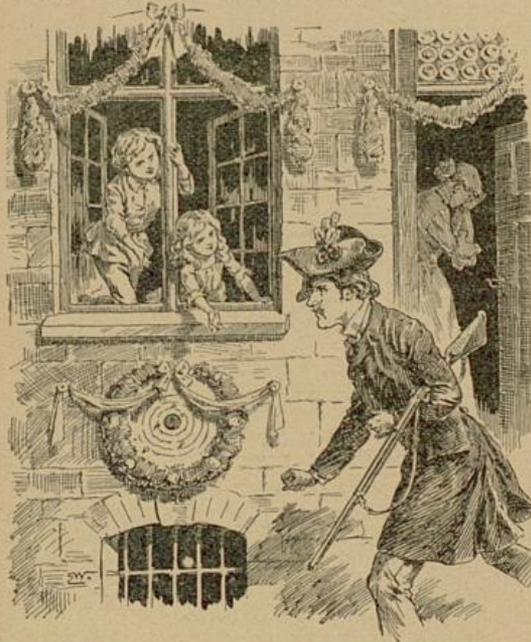
Anna umschlang ihn.

„Albert, dein Versprechen —“

Aber ihr Einfluß war erschöpft.

„Los, du,“ schrie er wütend. „Willst du mich
 zum Spektakelstück von der ganzen Stadt machen?
 Hast noch nicht genug an dem, was Kettelbohm
 sagte? Wenn ich jetzt nicht mitmache, lachen sie mich
 aus und dich dazu. Ehrensache ist's — hast du das
 noch nicht kapiert?“

Dabei hatte er schon mit Bindeseile den Kof
 wieder übergeworfen, die Büchse von der Wand ge-
 nommen, hier und da noch schnell in der Kommode
 nach allem Notwendigen herum gekramt, und nun



und nun riß er die Tür auf und stürmte ohne ein Wort des Ab-
 schieds draußen unter dem Fenster an Hänse und Miez vorüber.

riß er die Tür auf und stürmte ohne ein Wort des
 Abschieds draußen unter dem Fenster an Hänse und
 Miez vorüber, die vergebens versuchten, ihm ihre
 Kleinen weichen Paischchen herunterzureichen, an dem
 Spalier der Neugierigen entlang und verschwand
 gleich darauf in den Gliedern des langsam dahin-
 marschierenden Zuges.

Wie betäubt blieb Anna zurück. Beide Arme um
 das Fensterkreuz geschlungen, starrte sie dem Fest-
 trübel nach, bis er um den Markt bog und die
 Klarinetten und Flöten allgemach verklangen. Ge-
 dämpft nur zog der dumpfe Pantenton noch über
 das Städtchen hin. Und auf den Straßen verlief
 sich die Menge.

1) Wartet ein bißchen!

Da schloß sie die Scheiben und sank todeserschöpft,
 wie nach schwerer, körperlicher Anstrengung, auf ihres
 Mannes Arbeitsschemel.

Lange saß sie dort, die Knie mit den verschlungenen
 Händen umschränkt, den Oberkörper vornüber gefauert,
 und sah mit großen, bangen Augen vor sich ins Leere.

Der Tag rückte vor. Sie merkte es kaum. Im
 Städtchen war's kirchenstill geworden. Die Häuser
 standen ausgestorben. Nur die von der Mittagsglut
 gedörnten Girlanden bewegten sich draußen raschelnd
 in dem schwülen Luftzug, der plötzlich aufgekommen
 war und eine hohe, graue Wolkenmauer vor sich
 hertrieb.

Herr Friedrichsen störte sie endlich aus ihrem
 Grübeln auf. Er sprach persönlich vor, um sich die
 zur Reparatur gegebene Briefmappe zu holen. Getreu
 seiner Warnung nahm er nun die unfertige mit sich
 und erklärte der armen Frau mit erhobener Stimme
 und zornrotem Gesicht, so an der Nase hinziehen,
 wie es ihres Mannes Geschäftspraxis sei, ließe er
 sich nicht, und dies sei fein und, soviel er dazu tun
 könne, aller Bekannten letzter Versuch gewesen, dem
 Sausewind von Buchbindermeister unter die Arme
 zu greifen.

Schweigend ließ Frau Meinhard die harten, wenn
 auch gerechtfertigten Worte über sich ergehen. Als er
 den Rücken gekehrt hatte, machte sie sich still an die
 Beschäftigungen des Tages. Nun erst vermischte sie
 die Kinder. Aber als auf ihr Rufen keine Antwort
 erfolgte, sagte sie sich, daß sie, wie täglich, auf dem
 Hofe spielen würden. Und in ihrer gegenwärtigen
 Gemütsverfassung war ihr der Gedanke ein Trost,
 sie nicht in ihrer unmittelbaren Nähe zu wissen.
 Selbst Hänse und Miez, argwöhnte sie, müßten ihr
 die Schande vom Gesicht lesen, mit welcher dieser
 unselige Tag sie stempelte.

In der Tat hatten die Kinder, da Mutter
 augenscheinlich nicht aufgelegt war, sich mit ihnen zu
 beschäftigen, den Schauplatz ihrer Tätigkeit bald nach
 Meinhard's Fortgang auf den Hof verlegt. Es gab
 so interessante Sandhausen hier, aus denen sich mit-
 telst hölzerner Formen die schönsten Kuchen und
 Puddinge backen ließen. Und dann war ihnen in
 Mutter's Kartoffelbeet, das diese sich, von Brettern
 umgrenzt, auf dem Hofe angelegt hatte, ein auf-
 regendes Jagdgebiet erwachsen, aus dem es immer
 von neuem galt, Doktors Pute mit den dreizehn
 kleinen Putentücken zu vertreiben, weil denen die
 verbotene Frucht allzugut mundete.

Auch die Pumpe mit dem wunderlichen Schwengel,
 dessen Griff einer verbeulten Kanonentugel gleich,
 besaß großen Reiz, der sich zu unerhörtem Entzücken
 steigerte, wenn es Hänse gelang, Miez hinterrücks
 zu „beregen“.

Den Glanzpunkt der Hofgenüsse aber bildete Majors
 Pferdestall. In dessen Lattentür standen die Kleinen
 oft stundenlang in Beobachtung des pudenden Wurschen
 und der beiden Hafer mummelnden Klappen versunken.

Heute aber war der Stall geschlossen. Und die

Putenfamilie fand sich in Doktors Kohlenkeller gesperrt, denn die Magd, der die Wartung des Federviehs oblag, wollte frühzeitig zur Vogelwiese aufbrechen. An die Pumpe aber durften Hänse und Miez, das mußten sie von den Sonntagen her, bei Prügelstrafe in ihren Festkleidern nicht gehen. So blieben also nur die Sandluchchen übrig.

Ein Weilchen hockten die beiden denn auch friedlich nebeneinander, ließen sich von der Sonne schmoren und häuften in lebhaftem Konkurrenzzeifer Pudding um Pudding neben sich auf. Allmählich verlor die Beschäftigung an Interesse. Miez zog es vor, eine der Formen abwechselungshalber über Hänses Kopf zu entleeren, gerade als dieser, ebenfalls aus Veränderungsucht, mit Händen und Füßen über ihr Kuchenlager herfiel und es dem Erdboden gleich machte.

A tempo erhob sich ein Zetermordio. Und dann, noch knieend, fielen sich die beiden mit einemale reuig um den Hals und küßten sich.

Hand in Hand beobachteten sie darauf, wie Doktors Liese im höchsten Staat, mit dem rosa Gestärkten und dem weißen Hut mit blauer Schleife, die Hintertreppe herab und über den Hof kam. Über die verarbeiteten Hände zwängte sie braune Zwirnhandschuhe, und eine davon streckte sie Abschied nehmend nach den Kindern aus.

„Abjüs ok! Kann sein, daß ich euch 'nen Süßluchchen¹⁾ von der Vogelwiesch mitbringen tu', wenn ihr artig seid.“

Ein Nicken noch und sie ging.

Hänse und Miez blickten hinterdrein. In des erstenen Kopfe reifte ein Plan.

„Weißt wassing, Miezing? Wir wollen mit.“

Miez, das kleine Affchen, das unbesehen jeden Gedanken zu dem ihren machte, den der Bruder ausheckte, war entzückt.

„Was die Vogelwies, nas die Vogelwies,“ trällerte sie, vor Vergnügen von einem Bein aufs andere hüpfend.

Gebacht, getan. Sofort begannen die beiden ihren Ausflug. Zwar war, als sie vom Hofe auf die Straße traten, von Doktors Liese nichts mehr zu sehen. Aber das machte nichts. Hänse nahm Miezies Händchen fest zwischen seine heißen, kleinen Finger und los ging die Reise. Zuerst nach Kinderart hastend, als hinge von dem schnellen Erreichen des Zieltes Glück und Leben ab; allmählich bedächtiger. Denn der Weg war staubig und die Sonne brannte. Doch wurde tapfer fortmarschiert, immer der Nase nach, in der festen Zuversicht, daß die eingeschlagene Chaussee geradeswegs zum Schützenplatze führen würde. Aber auch, wenn Hänse Zweifel aufgestiegen wären, zu denen er natürlich viel zu kindlich unbewußt war, hätte er sie nicht zu lösen vermocht. Denn weit und breit war keine Maus, geschweige denn ein Mensch, zu sehen. Nur ein plötzlich aufspringender Windstoß ging durch die Ebereschenwipfel, bewegte den mehligten Chausseestaub und wirbelte ihn den Kindern in die schnell arbeitenden Lungen.

¹⁾ Honigluchchen

Allmählich begannen Miez' Füße zu schmerzen. Sie zog erst den einen, dann den andern hintend nach und fing an zu weinen.

Aber da begannen schon die ersten Bäume des Waldes. Und die Sonne war auch mit einemmal hinter einer hohen, grauen Wolkenschicht verschwunden, welche vor dem schwülen Wind heraufsegelte. So setzten sich die beiden Kleinen auf den schattigen, grünen Seitenhang unter die rauschenden Buchen, und bald waren sie, eins in des andern Armen, fest entschlummert.

Sie mochten lange geschlafen haben, denn als sie erwachten, plagte sie bestiger Hunger.

Es hatte sich mittlerweile zusehends eingedunkelt. Der Wald barg unheimliche Schatten und in den Kronen seufzte und raschelte es gespensterhaft.

Miez, die sich fürchtete, begann von neuem zu weinen. Glücklicherweise erblickte Hänse etliche Schritte vom Wege, im Farrendickicht, eine purpurleuchtende Walderdbeere. Er lief, sie zu pflücken, und stopfte damit als kleiner, verständiger Bursch der Schwester das schluchzende Mäulchen. Weiterhin stand noch eine, — noch eine, — wieder eine. Pflückend und schmaufend gerieten die Kleinen tief in den Wald hinein. Aber die Furcht vor dessen weltverlorener Einsamkeit und den Geheimnissen seines nächtigen Dunkels wich für einige Zeit dem Behagen, mit welchem Magen und Gaumen für den Erdbeergetränk dankend quitierten.

Allmählich auch besannen die Kinder sich auf ihre Mission. Sie wollten ja zur Vogelwiese! So schlugen sie sich, wieder der Nase nach, durch Farrenwedel und Unterholz, sammelten hie und da im Vorüber-tappeln eine Beere ins Kröpfchen, verfingen sich im Brombeergerant und schlitzen die Sonntagsröcke an Dorn und Gehege.

Mehr und mehr erlahmten ihre schwachen Kräfte.

Plötzlich rollte der erste Donner über ihnen durch die Lüfte. Beide sanken schreckgelähmt in die Knie. Ihre zitternden Ärmchen schlug Miez vors Gesicht. Hänse sah sich scheu nach allen Seiten um. Nichts, als undurchdringliche Verlassenheit.

„Mutting!“ schrie Miez. „Mutting, is bün hier! Komm doch, is verster¹⁾ mir so!“

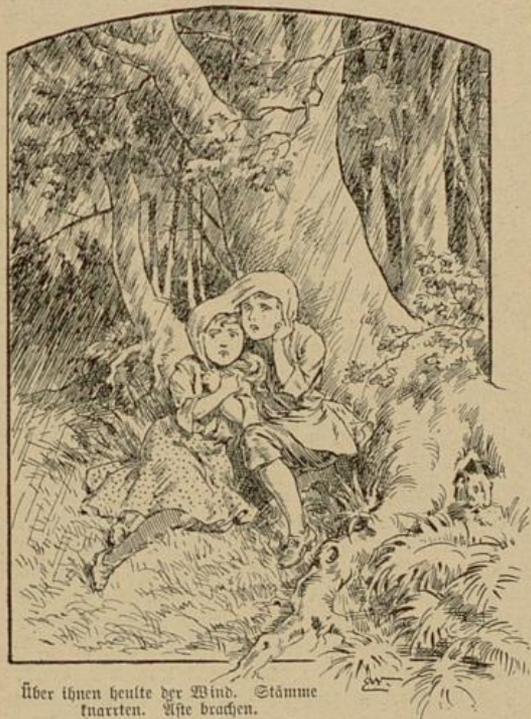
Zsch! ging der Widerschein eines neuen Blitzes lichterloh durch die Nacht. Auf brüllte der Donner.

Da war's auch mit Hänses Fassung vorbei. Schluchzend umklammerte er den nächsten Baum und drückte sein entsetztes Antlitz eng an die narbige Rinde. Miez hockte sich in Todesangst dicht neben ihn. Ganz dicht. Über ihnen heulte der Wind. Stämme knarnten. Äste brachen. Sie zogen sich Miez' Schürze fest über die aneinandergedrückten Köpfe und kauerten stumm, wie ein Häufchen Unglück, in der meilenweiten, fürchterlichen Einsamkeit.

Unterdessen hatte Anna Meinhard, weil über ihrem Kummer und dem Besuche des Herrn Friedrichsen die Mittagszeit veronnen war, den Kaffeetopf aufs

¹⁾ ängstliche.

Feuer geschoben und mehrere dicke Musstullen gestrichen. Der Lehrling fiel mit Feuereifer über sein Vesper her, schluckte und stopfte, als ob er dafür bezahlt bekäme, denn er hatte Freinachmittag und ihm juckten schon die Füße nach den Genüssen der Vogelwiele. Kaum war der letzte Bissen im Munde, so



Über ihnen heulte der Wind. Stämme knarnten. Iste drachen.

sprang er auf, um sich zu rüsten. Und es kam ihm sehr ungelegen, als Anna, die auf dem Hof vergebens nach den Kindern gesucht hatte, um sie zur Mahlzeit hereinzuholen, ihn beauftragte, zuvor bei Pastors anzuklingeln, um zu fragen, ob Hänse und Miez sich etwa dort bei ihren kleinen Herzensfreunden zum Spielen eingefunden hätten.

Das Pfarrhaus stand auf dem steilen Kirchberge, und der Weg hinauf war heiß und unbequem. Doch zog sich sein Garten ziemlich weit nach der Straße herunter am Abhang hin. Und da der Lehrling von unten her allerlei helle Kinderkleider durch das Staket leuchten sah und allerlei ebenso helle Kinderstimmen durch die Lüfte schwirren hörte, beruhigte er sein Gewissen damit, daß sicherlich, wie beinahe täglich, die Gesuchten mit darunter seien, sparte sich den Weg, kehrte kurzerhand wieder um und berichtete in harmlosem Leichtsinne: sie spielen im Garten. Denn wo sonst sollten sie sein?

Darnach zog er seelenvergnügt seine Straße und vergaß auf der Festwiese bald, daß es überhaupt noch etwas anderes auf der Welt gab, als Schaubuden, Karussells und die mächtige Stange mit dem hartumstrittenen hölzernen Vogel, an dem sein Meister

als einer der Ausgelassensten sein Schützenglück mit den Gildegenossen um die Wette versuchte.

Anna beruhigte sich bei dem Bescheide. So hatten doch wenigstens die Kinder heute einen ungetrübten Tag! Und ihr war die Stille ringsher nur lieb. Auf die Fragen und Launen ihrer Kleinen hätte sie beim besten Willen nicht einzugehen vermocht, und da nun doch wohl oder übel aus dem heutigen Tag ein Feiertag geworden und niemand in der Arbeitsstube tätig war, beschloß sie, aus der Not eine Tugend zu machen und die Wohnung einmal wieder gründlich zu säubern. Sie hatte wahrlich keine Ursache, auf das unselige Schützenfest Rücksicht zu nehmen.

So warf sie ihr Drellkleid über, band dessen Rock mittelst der großen leinenen Schürze bis zur Taille empor, krepelte die Ärmel auf und machte sich an die Arbeit.

Das aufziehende Unwetter begleitete dieselbe mit seiner unheimlichen Musik. In den Ofen, hinauf und herab, pfiß der Wind. Gegen die Häuser stemmte er sich und krachend warf er Türen und Scheiben zu. In den offenen Bodenlücken trieb er sein Wesen und mit dem raschelnden Festschmuck der Straße spielte er Fangball. Dazu verfinsterte sich's mehr und mehr. Und fern wetterleuchtete und grollte es. Aber Anna, von unerklärlicher Unruhe ergriffen, arbeitete rastlos weiter.

Mitten darin unterbrach sie ein herrisches Klingeln. Ihr klopfte das Herz. Wichtig, es war Herr Siegmund Levy, der Wirt.

Schnell lief sie zur Staatsstube voraus, wischte mit der Schürze über einen Rohrstuhl und bat, daß er sich setze.

„Unnötig!“ meinte der, kurz angebunden. „Biel haben wir beide nicht miteinander zu reden, und das Wenige können wir stehend abmachen. Sie wissen, daß ich Sie verklagt habe. Die Sache liegt auf dem Gericht. Weil ich aber ein Herz für meine Mieter habe, komme ich heute noch einmal, anzufragen, ob Sie das Geld für die drei Monate beisammen haben. Ich ziehe dann mein Gesuch auf Pfändung zurück. Sie halten also Ihr Schicksal völlig in Händen.“

Anna bebte wie Espenlaub. Wie, wenn es ihr nun nicht gelang, den harten Mann zu rühren!

„Sehr geehrter Herr Levy,“ begann sie voller Herzensangst ihre eingelernte Rede. „Die Zeiten sind schlecht, und mit dem Handwerk geht es immer mehr bergab —“

„Namentlich, wenn man den feinen Herrn spielt, statt zu arbeiten,“ schaltete der kaltblütig ein und ließ die breite goldene Uhrkette durch die Finger gleiten. „Von nichts ist nichts, liebe Frau. Oder meinen Sie, ich wäre ohne Anstrengung zu dem gekommen, was ich jetzt habe und bin?“

„Ja, aber, geehrter Herr Levy —“

„Ach was, Schnickschnack mit Ihrem »Geehrten!«“ unterbrach der sie barsch. „Gehren Sie mich damit, daß Sie mir die Miete zahlen und mich nicht unnötig aufhalten. Das übrige können Sie sich sparen.“

Frau Meinhard sank das Herz in die Schuhe.

„Gleich will ich holen gehen, was wir für Sie zurückgelegt haben, Herr Levy,“ stotterte sie. „Aber die ganze Miete war uns beim besten Willen nicht möglich, zu sparen. Die Zeiten sind schlecht —“
 „Und der Hang zum Wohlleben groß! Weiß schon, weiß schon, behalten Sie Ihre Litanei um Gottes willen für sich, beste Frau Meinhard. Wie hoch beläuft sich denn die Summe, welche Sie mir auf die schuldigen fünfundsiebzig Mark abzahlen können?“

Es lag etwas Lauerndes in seinem Ton.

„Fünzig Mark,“ stammelte diese.

Herr Levy strich nachdenklich die gewichsten Spitzen des Bartes im rechten Winkel bis zu den Augen empor und schaute prüfend in der Stube umher. Armfelliger Hausrat rings an den Wänden. Wenn er den Kram pfändete, was für Vorteil erwuchs ihm daraus? Besser jedenfalls ein Sperling in der Hand, als — auch nur ein Sperling auf dem Dache.

Mäuspernd warf er sich in die Brust, und der fetzte Ton seiner Stimme nahm eine joviale Färbung an.

„Na, denn nur zu; ich bin ja wahrhaftig kein Unmensch. Vorläufig die Fünzig, und dann, aber bald, verstehen Sie mich, recht bald, die fehlenden Fünfundzwanzig dazu. Mein Gott, man hat ja eben zu seinem Schaden ein viel zu gutes Herz!“

Frau Anna traute ihren Ohren nicht. Wirklich, er wollte? Er begnügte sich? Ihn jammerte ihr Unvermögen?

Strahlend stürzte sie an die Kommode. Nun aber schnell, schnell. Er sollte sie haben, die fünfzig Mark, die sie mit ihrer Nadel Arbeit sauer erworben und den Kindern und sich am Munde abgespart hatte. Er sollte sie gleich auf der Stelle haben.

Und als wäre Eile in diesem Moment der größte Dankesbeweis gegen den guten Herrn Siegmund Levy, stieß sie den Schlüssel ins Schloß, zerrte die klemmende Schublade auf, kramte hinter den Schürzen und Hemden das kleine runde Pillenschächtelchen hervor, welches als Sparbüchse diente, hob den Deckel, zupfte die Watte, in welche die fünf blanken Goldstücke vorsichtshalber versteckt waren, auseinander und — erblickte nichts als die leere Hülle.

Unmöglich. Das Gold mußte in der Watte liegen!

Aber es lag nicht dort, lag überhaupt nirgends, wie sorgsam die junge Frau auch die ganze Schublade unterjuchte.

Und plötzlich erhellte wie ein Blitz die schreckliche Gewißheit ihre Seele, daß es auch gar nicht dort liegen konnte, weil ihr Mann es mit sich genommen hatte! Nicht umsonst war er heute Morgen beim Weggang an die Kommode getreten und hatte sich geheimnisvoll in den Schubladen zu schaffen gemacht! Ach lieber, allmächtiger Heiland, das Geld war fort, und nie in ihrem Leben würde sie es finden, wenn sie nicht eilend — so schnell sie ihre Füße trugen —

„Sehr geehrter Herr Levy,“ rief sie mit fliegendem Atem, „ich glaube, nein, ich weiß, mein Mann hat das Geld heute Morgen zu sich gesteckt. Er ist nicht zu Hause. Wenn, wenn Sie warten möchten, oder

wiederkommen — nur eine Stunde, dann bringe ich es Ihnen. Ganz wahr und wahrhaftig! Ich laufe ihm gleich nach und hole es —“

Über das Gesicht des Wirtes, das längst schon ungeduldige Mienen zeigte, glitt ein unheilverkündendes Lächeln.

„Sehen Sie einmal, Ihr Gatte hat es eingesteckt! So, so. Wohl der Sicherheit halber? Und wissen Sie denn überhaupt, wo er jetzt zu finden ist?“

Anna errödete.

„Ich meine, ob in den Karussells oder Trinkbuden? Wollen Sie die ganze menschenwimmelnde Vogelwiese nach ihm absuchen? Denn daß er irgend wie und wo da draußen herumbummelt, ist doch wohl von vornherein anzunehmen. Was? Ist er zum Schützenfest oder nicht? Antworten Sie, aber schnell! Meine Zeit ist kurz bemessen.“

Verflogen war der joviale Ton. Annas eingeschüchterter Blick begegnete einem Auge, so kalt und blank wie Stahl.

„Er ist Schütze. Da konnte er nicht gut zu Hause bleiben,“ murmelte sie und fühlte selbst, wie ihre Verteidigung die Sache nur noch hoffnungsloser machte.

„So, konnte er nicht?!“ donnerte Herr Levy. „Gut, so kann ich jetzt auch nicht. Wenn Sie in Ihrer Raivität denken, ich soll auf die Leimrute kriechen und geduldig warten, bis Ihr angenehmer Ehemann geruht, die fünfzig Mark zurück — oder vielmehr nicht zurückzubringen, so sage ich Ihnen: daraus wird nichts. Überhaupt, aus der ganzen Stundung wird nichts! Das hat man von seiner dummen Gutsherzigkeit. Hinter ihm drein gehen können, ja sollen Sie sogar, denn von morgen, dem Ersten, ab gehört diese Wohnung nicht mehr Ihnen und Sie nicht in die Wohnung. Verstanden? Und was die rückständige Miete anbelangt — i, sieh mal an, wie gut es doch ist, wenn man als vorsorglicher Mann für alle Eventualitäten gewappnet ist — —“

Mit etlichen Schritten war er an der Korridortür.

„Immer rein, Herr Scherpeltz. Und haben Sie doch die Güte, Frau Meinhard den Liebesbrief zu zeigen, den Sie in der Tasche tragen!“

Unter seinen Worten trat der Gerichtsvollzieher über die Schwelle.

„Bitte, sich zu überzeugen —“ sagte der Wirt, nahm jenem den amtlichen Ausweis aus der Hand und hielt ihn der unglücklichen jungen Frau entfaltet vor das leichenblasse Gesicht.

Aber die sah und hörte nichts. Ein einziger Gedanke hatte Besitz von ihr ergriffen: hin! Sich von ihrem Manne das Geld wieder herausfordern, bevor er davon gebraucht hatte. Vielleicht war noch alles zu retten! Vielleicht, nein, gewiß war's noch nicht zu spät!!

Und so, wie sie war, in dem groben Wappfleid, nichts, als ein Tuch um die Schultern geschlungen, ließ sie die beiden Männer in der Wohnung stehen und rannte querstraßen.

Schon begegneten ihr hie und da auf dem Wege kleine Trupps Heimkehrender, die, durch den fernem

Donner gewarnt, Vergnügen Vergnügen sein ließen und dem eigenen sichern Dache zustrebten. Aber das waren nur die allersolidesten Leute. Unter ihnen befand sich auch Frau Kettelbohm. Entgeistert starzte sie der Vorüberstrebenden nach. War's möglich, konnte das die Frau Buchbindermeisterin von schräg gegenüber sein?

Kaum zu Hause angekommen, stürzte sie nach Meinhard's Wohnung. Brannte es? Lag ein Kind im Sterben? War die Frau plötzlich verrückt geworden?

Majors Bursche trat herzu, der, mit den Händen in den Hosentaschen vor der Hoftür lungernd, Annas Flucht ebenfalls kopfschüttelnd beobachtet hatte. Bald traf auch die Liefse von Doktors ein, mit einem Riesenhonigkuchen bewaffnet, den sie Hänse und Miez noch schnell eigenhändig auf das Bettchen legen wollte.

Ehe man sich's versah, bildete sich ein stetig wachsender Kreis um Herrn Siegmund Levy und den Gerichtsvolkzieher, und wie ein Lauffeuer ging's eine Stunde drauf durch die sich allmählich wieder füllenden Häuser: Bei Meinhard's ist ein schreckliches Unglück passiert! Der Mann ist banterott, der Wirt hat die Familie hinausgeworfen, und die Frau ist mit den Kindern auf und davon. Etliche behaupteten sogar, sie habe erst jene und dann sich selbst entleibt. „Am Fensterkreuz,“ meinte einer. „Nein, mit Kohlen gas!“ „Gift haben sie genommen!“ wußte ein Dritter. „Ach wo, durchgebrannt sind sie!“ tönte eine Stimme dagegen. Jeder wollte die Stätte sehen und womöglich als Erster betreten, wo sich an solchem großen Fest- und Feiertag in aller Stille die entsetzlichsten Greuel abgepielt hatten, und des Drängens und Schwagens war kein Ende.

Unterdess haftete Anna weiter. Der Wind fing sich in ihrem Tuch, blähte es auf und drohte, es ihr von den Schultern zu reißen. Er zerrte ihr die blonden Haare zu flatternden Strähnen und schlug ihr den Kleiderrock hindernd um die Füße. Unaufhörlich grollte der Donner, und gerade als sie die Vogelwiese erreichte, flammte durch die schwarzen Wolken der erste schwefelige Blitz, von dumpfem Gepolter gefolgt.

Hier gab's noch Hunderte von Menschen, welche sich durch das Unwetter nicht schrecken ließen, wie nah es auch über ihren Häuptern stand.

Die Karussells drehten sich zu ihren lärmenden Orgelweisen, und im Licht der Scheinwerfer blitzten die Perltroddeln und Goldfransen, mit denen sie behangen waren. Daneben schwangen sich die grellen Mähne der russischen Schaukel hoch durch die Lüfte, und weiter hinten stachen johlende Burschen auf ihren Holzpferden im Kreislauf nach Ringen.

Das Glücksrad schwirrte, von klein und groß umdrängt, und auf dem Geschirrstande, wo man, wenn das Glück gut war, für zehn Pfennige ein Paar schöner Leuchter aus Silberglas mit gemalten Rosen, oder einen Goldschbehälter mit einer kletternden Porzellanlitz am Rande als Haupttreffer gewinnen konnte, klapperten die Würfel. Dazwischen

standen die Kinder mit lüfternen Augen vor den Honig- und Schmalzkuchenbuden. Oder ein Ausrufer verauktionierte auf erhöhtem Platze seine Herrlichkeiten mit einer Zungengeläufigkeit, welche bei den Umstehenden immer neue Heiterkeit erregte.

Hie und da tanzte, von einem Italiener an langer Schür gehalten, ein Knäuel farbiger Gasballons über den Köpfen der Menge im Winde. Und an der hinteren Längsgrenze des Platzes leuchtete Schau- und Schießbuden, Kasperletheater und Menagerien die verlangenden Blicke auf sich.

Ohne diesen Sehenswürdigkeiten auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, drängte Anna sich durch das Gewirre. Es verlangte sie, den rechts abgetheilten Schützengarten zu erreichen, wo die hohe Schießstange alles überragte.

Schuß auf Schuß erdröhte dort. Die Gilde war emsig bei der Arbeit, den hölzernen Vogel zu rupfen. Schon fehlte ihm ein Flügel, und der Rumpf war schwanzlos, wie ein Papagei in der Mauer.

Plötzlich — die junge Frau stand gerade von dem zurückebbenden Menschenstrom des elektrischen Riesenkarussells, an dem eine Runde vorüber war, umringt, — durchdrang ein Jubelgeschrei die Lüfte. Alles rechte den Hals und hob sich auf den Zehen. „Der Vogel! Der Vogel!“ kreischten die Stimmen. Eine Musikbande intonierte die Festfanfare. Drüben in den Buden fielen die Bläser und Geiger ein. „Der Vogel ist abgeschossen!“ „Hoch der König!“ gelte es aus vielhundert Kehlen. Und mit einemmal — Anna war's, als zucke ein Blitzstrahl vom Himmel, ihr Geist und Glieder zu lähmen — erhob sich brausend der Ruf: „Es lebe Buchbindermeister Meinhard, der König! Hoch! Hoch! Hoch!“

Hätte der eiserne Ring, mit dem die von allen Seiten Drängenden sie umschlossen, die Taumelnde nicht gehalten, Frau Meinhard wäre, vom Schreck gefällt, zu Boden gesunken. Ihr Mann Schützenkönig — heute, wo seine Griftenz auf dem Spiele stand!

Aber schon bildete sich inmitten des Platzes eine Gasse für den Zug, der nach dem Meisterschuß vom Schützengarten her nahte. Polizeisergeanten trieben die Menge nach zwei Seiten auseinander. Anna fand sich in eine der letzten Reihen geteilt, daß sie kaum zu atmen vermochte. Dröhnend kündete die Pauke des Schauspiels Beginn. Schmetternd reichten sich die anderen Instrumente ein, und nun ging eine Bewegung durch die Zuschauer.

„Sie kommen!“ „Kiekt, Kinnings, kiekt!“¹⁾ „Sie bringen ihn gebracht!“ „Hoch der König!“ „Meinhard soll leben!“

Anna traten fast die Augen aus den Höhlen. Er hatte die Königswürde angenommen?! Mit all ihren Verpflichtungen an Schmausereien und Ehren tafeln und Abgaben für die Vereinskasse? Er, der verschuldet war bis zum letzten Haar auf dem Haupte?

Wichtig, da kam er. Allen voran. Dicht hinter der Musik. Die dicke goldne Kette ließ seinen engbrüstigen Körper noch jüngerlicher erscheinen als

¹⁾ „Seht, Kinder, seht!“

joußt. Und unter dem federwallenden Königshut blitzten ihm die Augen eitel und glückberauscht im schmucken Gesicht.

Ein heiserer Schrei brach von Annas Lippen. „Nicht, Albert, nicht!“ Aber der allgemeine Jubel übertönte ihn, und ihre Versuche, sich Bahn zu schaffen, scheiterten an der Volksmauer, die sich vor ihr erhob.

Erst als die letzten Ausläufer des Zuges vorüber waren und es beim besten Willen hier nichts mehr zu sehen gab, wälzte sich die Menge weiter.

Schritt vor Schritt erkämpfte sich die junge Frau den Weg zum Königszelt. Hier war der Zug beendet, und hier mußte sie den Gatten finden. Ach, lieber Herr, laß es noch nicht zu spät, — laß all die Angst und all diese Demütigungen nicht umsonst sein!

Aber als Anna endlich ihr Ziel erreichte, fand sie keinen Einlaß. Die Türen waren geschlossen, und Unberufene durften nicht hinein.

„Nur einen Augenblick! Eine Minute nur!“

Der Kellner schaute vielsagend an ihr herunter. Das zerwehte, durch keinen Hut gehaltene Haar, das düstige Warkleid mochten ihm nicht vertrauenerweckend erscheinen.

„Später vielleicht. Jetzt hält der König seine Rede, und dabei ist jede Störung ausgeschlossen.“

Angstgefoltet stand sie und wartete. Immer dichter wurde auch hier das Gewühl. Immer weiter trieb der Menschenstrom sie ab. Schließlich klammerte sie sich an eins der Fenster und drückte ihr Antlitz zwischen den Köpfen der übrigen Gaffer eng an die Scheiben.

Zuerst vermochte sie drinnen nichts zu erkennen, allmählich aber unterschied sie. Da saß ihr Mann. Augenscheinlich war seine Rede beendet. Um ihn scharten sich die Kameraden an einem langen, weißgedeckten Tisch. Schüsseln dampften, und derselbe Kellner, der sie vorhin wie eine Magd von der Schwelle wies, trug ein Tablett voll schäumender Gläser. Meinhard winkte ihm mit der befehlshaberischen Miene, mit der ein Gastgeber zu dirigieren pflegt; und nun stellte jener Glas auf Glas in die Munde, und man hob dieselben, stieß mit dem König an, trank und aß und war guter Dinge.

„Das muß er nächstens allens betahlen!“¹⁾ raunte jemand draußen neben ihr, und etwas wie Ehrfurcht vor dem vielen Gelde, das dort drinnen heute ins Rollen kam, dämpfte die Stimme. „Unter hundert Märker hat er's nicht!“

„Watt du nich quatscht, Fiken, — dormit söngt he gornich ierst an!“²⁾

„Den Dunner noch mal! Denn muß er 'ne dächte³⁾ Geldklat' haben!“

Man lachte.

„Für die Kat' hat er Geld!“ drehte ein Witzbold die letzten Worte um.

„Mag ja wolling⁴⁾ 'ne amerikansche Erbschaft gemacht haben!“ spöttelte ein anderer.

„Ach watt, Schnickschnack! Seine Erbschaft ist die Pfandleihe. Wenn einer kein Geld nich hat un will

trotzdem bannig gern¹⁾ auf das Schützenfest, dum²⁾ macht er's wie Schuster Klättermanns in unsen³⁾ Keller. Die sind beigegangen⁴⁾ un haben ihr Bett verfest, un nu sitten se hier fein 'rausgemunstert⁵⁾ un drinken egal weg Bier un Lomonade⁶⁾!“

„Pfiu, watt Se nicht seggen⁷⁾ dohn!“ Das war wieder die erste Stimme. „Wenn sie das nu nich wieder einlösen können?“

Von neuem lachte man.

„Dunn slapen se mit de Kinners up de Zer un knobbern 'ne schimmlichte Brotkrust!“⁸⁾

Anna hielt sich die Ohren zu. Sie konnte nichts mehr hören, — jedes Wort drang ihr wie ein vergifteter Pfeil ins Herz. Fort, nur fort, bevor man sie erkannte!

Ohne noch einen Blick in das Zelt zu tun, schlich sie durch das Gewühl. Zu hindern vermochte sie ja doch nichts mehr. Und sie wollte auch nicht. Mochte das Verhängnis seinen Lauf nehmen! Er war es nicht wert, daß sie ihre schwachen Kräfte noch länger dagegen stemmte.

So also, so trat er ihr Herz mit Füßen! So riß er ihre und der Kinder Ehre in den Staub!!

Heißer Grimm kochte in ihr und übertäubte vorerst die Berzweiflung.



Um ihn scharten sich die Kameraden an einem langen, weißgedeckten Tisch.

Diesen Mann hatte sie geliebt. Ihr Glück und Leben hatte sie ihm anvertraut, ihm — wieviel mal schon! — verziehen und nach jedem Falle immer von neuem zurechtgeholfen und geglaubt. Gedemütigt

¹⁾ nachher alles bezahlen. ²⁾ Was du nicht fäselst, Sophie, — damit fängt er gar nicht erst an! ³⁾ tüchtige. ⁴⁾ wohl.

¹⁾ brennend gern. ²⁾ so. ³⁾ unserm. ⁴⁾ dommersche Form für: sie haben — verfest. ⁵⁾ herausgemunstert. ⁶⁾ Limonade. ⁷⁾ Was Sie nicht sagen. ⁸⁾ Dann schlafen sie mit den Kindern auf der Erde und knobbern eine schimmlige Brotkruste.

hatte sie sich, diesem Manne zulieb; tagtäglich ihr kärglich Brot mit Tränen gegessen und die langen, bangen Nächte hindurch für ihn gearbeitet und gebetet!

Das war der Lohn. Nun hatte sie kein Dach mehr überm Haupte. Mit den armen, kleinen Würmern, die der Vater ins Glend stieß, konnte sie betteln gehen. Das hatte sie davon.

O dieser Lump! Dieser Lump!

Ohne zu wissen, wo sie war und was sie tat, hatte Anna Meinhard den Festplatz hinter sich gelassen. Nun stand sie im Gewittersturm draußen auf der dunkelnden Chaussee.

Und plötzlich übermannte sie der Jammer. Bis zum Grabenrain schleppte sie sich noch, und dort brach sie zusammen.

O, daß sie sterben könnte!

Der Gedanke war süß: sterben, jetzt, ohne noch einmal die Bürde der Mühsal und Schande auf ihre müden Schultern zu nehmen.

Ja, sterben!

Sie hob sich auf den wankenden Knien. Der Entschluß gab ihr Mut. Das wollte sie! Ins Wasser gehen. Heute Nacht noch. Jetzt zur Stunde. Und morgen, wenn die Sonne aufging, war sie dann schon weit, weit fort von Dual und Herzleid.

Nun erwachte die Energie in ihr. Ohne zu zaudern, getrieben von wildem Haß gegen den einen, der kaum ein Viertelstündchen entfernt, den letzten Rest ihrer Achtung und Liebe vertrank und verjubilte, begab sie sich auf den Weg. Drüben in den Buchenforsten, ganz tief drinnen, nahe der Schonung, gab es einen kleinen, verschwiegenen Waldsee. Dahin zog es sie mit unerklärlichen Gewalten.

Sie schritt, von der Chaussee in den schmalen Feldweg biegend, stetig aus, soweit der immer mehr entfesselte Sturm es zuließ.

Denn jetzt brach das Unwetter mit höllischem Gejohle herein. Blitz auf Blitz durchschob die Finsternis, und in den tosenden Lüften knatterte es wie Kanonenfeuer. Das hohe Ahrenmeer zu ihren Seiten schlug Wellen unter dem wühlenden Winde, und ihr zu Häupten jagten die gepeitschten Wolken.

Es war ein mühseliges Wandern, noch dazu, als halbwegs der Regen einsetzte. Bald war's eine Sündflut und kein Regen mehr. Mechanisch zog Anna das Tuch über dem Kopfe zusammen und taumelte, tropfen- und blißgeblendet, mit gleitenden Füßen und keuchendem Atem dahin. Bald geriet sie rechts, bald links vom Pfade ab in das Korn, das klatschend um sie zusammenschlug. Und als sie endlich festeren Boden unter den Sohlen spürte und beim Scheine eines Blizes die waldwärts führende Chaussee, ihr vorläufiges Ziel, vor sich liegen sah, mußte sie sich an einen der Ebereschenbäume klammern, um minutenlang zu rasten.

Aber das Verlangen nach dem Ende gab ihr die Kraft zurück. Sterben, untertauchen, abwaschen alle Schande! Die Sehnsucht nach dem Tode jagte alle anderen Gedanken in die Flucht. Kaum, daß

ihr die Gestalten ihrer Kinder sekundentkurz vor die Seele traten. Was nach ihr kam und wurde, schien ihr weifenlos. Riesengroß allein dünkte sie ihr eigener Jammer.

Weiter ging's. Schon begannen die Ausläufer des Waldes und hier brach sich die Wut des Sturmes an dem hohen Buchengestämm. Auch der Regen fand an dem dichten Blätterdach ein Hindernis. Gemäßigter nur fielen die Tropfen.

Bald war Anna Meinhard am Ziel. Ein Stückchen noch gradeaus. Dann tappte sie sich von Blitz zu Blitz bis an die nächste Schneise, und diese — das mußte sie — mündete auf den Sillersee.

Je näher sie kam, desto mehr schwand jede innere Schwäche und festete sich der Trost. Sie wollte nicht länger nur Kreuzträgerin sein. Schnell, damit der Schluß bald kam. Mochte dann werden, was wollte! Und daneben, aus der Bitterkeit ihrer Demütigung heraus, die heimliche Schadenfreude: was er wohl dazu sagen wird! Ja, dann mag er sich die Knie wund reiben und die Hände zerringen — mich macht er nicht wieder lebendig!

Ein wilder Ton des Frohlockens brach aus ihrem klopfenden Herzen.

Fast war's, als habe er irgendwo in dem grünen Säulendom, der sie umrauschte, ein Echo gefunden. Fern und schwach erscholl ein Widerhall ihres Aufschreis. Und daneben klang es wie jämmerliches Weinen.

Mitten in ihrer Erregung hielt Anna Meinhard die Schritte an.

Da — wieder! Ganz deutlich. Vor ihr. Gefchluchz und klägliches Rufen. Das mußten Kinder sein!

Nun stürzte sie vorwärts, mit gedoppelter Hast.

„Hier!“ rief sie keuchend.

Der mütterliche Instinkt in ihr wurde wach. Arme Kleine, verirrt in Nacht und Graus. Wie mochten daheim die Eltern sich bängen!

„Hier!“

Die Schneise verbreiterte sich. Am Himmel oben, dessen Grollen und Tropfen allmählich schwächer geworden und schließlich verstummt waren, schoben sich sacht die Wolken auseinander. Ein blaßes Mondstückchen blinzelte hindurch. Und bei seinem Scheine sah sie vor sich den See.

Aber für den Augenblick trat der grobe Egoismus ihres Kummers zurück. Und als sie, wie eine dunkle Silhouette vor der Silberfläche des Wassers, ein winziges Menschlein mit aufgereckten Armen auf sich zutaukeln sah und aus seinem Munde der halb-erstücte Aufschrei: Mutting! ihr entgegenjauchzte — da umschlang sie beinahe mütterlich das Kind, kniete nieder, hob sein Köpfschen und schaute mit barmherziger Zärtlichkeit in — ihres eigenen Häuses tränenverschwommenes Gesicht.

Ihres Häufi!!

Im gleichen Moment krabbelten kalte Finger nach ihrer andern Hand. „Mutting, mis friert!“ wimmerte ein zartes Stimmlein. Neben ihr im nassen Moose kauerte — Mieze.

Ihre Miez!!

Das war zuviel!

Aber schon begann der glückselige Hänsi, von Miez unterstützt, trotz Frost und Hunger, zu plappern, und bald vermochte sie sich aus dem Kauderwelsch ein Bild der Leidensgeschichte jener beiden zusammenzustellen.

Das Herz stand ihr still.

Und unter den Liebkosungen der kleinen Hände, die ihr entzückt bald durch das Haar, bald über die Wangen glitten — unter der Berührung der zitternden Körperchen, die sich vertrauensvoll an sie schmiegen, der weichen Arme, die sich fest um ihren Hals und ihre Hüften drückten, sanken Trost und Groll in ihr zu nichts zusammen. Auf deren Trümmern aber stand, dräuend und groß, ihre eigene Sünde.

Was war des Gatten Leichtsinns gegen ihre bewußte Schuld! Weil er in Augenblicken der Verblendung seine Pflicht vergaß, wollte sie bewußt ihre Mutterpflichten von sich werfen! Weil er seiner Schwäche unterlag, wollte sie, statt ihm aufzuhelfen, ihr von Gott geliehenes Leben, das doch nicht ihr, sondern sein und der Kinder Besitz war, zertreten, wie man einen lästigen Wurm zertritt!

Um die beiden eng aneinandergedrängten Kleinen faltete sie zu heißem Gebet ihre Hände: „Gott, behalte mir diese Sünde nicht!“

Als das Gewitter vorübergerauscht war und am reingefegten Himmel schon hie und da die Sterne blinkten, marschierte, von Fackelträgern flankiert, der stolze Schützenzug mit Paukenschall und, soweit die weinerlichsten Gemüter erlaubten, in Reihe und Glied wieder stadtwärts. Vorweg natürlich der König.

Ganz so hoch trug der Kopf nicht mehr. Und seine Schritte wurden zögernd, je mehr er sich seinem Hause näherte. Der Kausch verging in der frischen Luft, und die Ernüchterung kam. Was für ein Empfang stand ihm daheim bevor, wenn er Anna mit leeren Taschen und gehäuften Schulden entgegentrat!

In der Stadt wimmelte es von Menschen. Aus den Fenstern guckten, in den Türen standen, auf den Balkons und Dächern drängten sie sich. Feuerwerkskörper zischten auf. Bengalische Lichter tauchten das Dunkel in rote und blaue Flammenpracht.

Vor Meinharbs Hause hatte sich ein besonders dichter Menschenhaufe gesammelt.

Musik und Zug machten Halt. Wie sich's geübte, schritt der König, Hand am federwallenden Dreimaster, militärisch die Front ab. Der Präsentiermarsch erklang dabei, und stramm standen die Schützen. Hie und da freilich blieb es beim guten Willen, weil die Beine den Dienst versagten.

Dann hieß es „links um Kehrt!“ Dahin zogen sie mit ihren Fackeln, um die Ecke, zum Markt.

Und „bum!“ grüßte Abschied nehmend die Paute. Meinhard wandte sich.

Sofort umringte man ihn. Frau Kettelbohm, Liese, der Bursche — sie alle. Daneben und dahinter noch viel bekannte und fremde neugierige Gesichter. Allen

sah man's an: sie hielten es mit Anna. Gegen ihn herrschte nichts als Entrüstung.

„Da geht's nicht mehr rein!“ begann der Künhste. „Wenigstens von morgen ab nicht mehr. Der Wirt hat gekündigt!“

„Schnickschnack, gekündigt. Herausgeworfen hat er!“

„Und der Gerichtsvollzieher allens gepfändet!“

„Was die Frau Meistern is, die finden Sie auch nicht mehr!“

„Futsch is sie!“

„Tot!“

„Un die oll' jöten Hören!“¹⁾

„Ach, so 'n Malör!“

Und nun schrie alles durcheinander: „Schande“, „Bettelstab“, „Selbstmord“, „Tod“, bis der gequälte Mann ins Haus flüchtete, und, zermalmt von der plötzlich hereinbrechenden Wucht der Ereignisse und den Keulenschlägen der lieblosen Menge, zusammenbrach.

Das hatte er nicht gewollt. Großer Gott, das nicht! Er kauerte sich auf einen Schemel und stützte das Haupt in beide Fäuste. Nicht fassen konnte er's, daß so jäh alles aus sein sollte. Bewahre, ein Traum — ein Alpdruck —

Und er sprang auf, rieb sich die Stirn und rannte wie ein wildes Tier in der engen Arbeitsstube umher.

Sein Weib nicht mehr! Seine Kinder nicht mehr! Kein Dach überm Haupte! Nichts als das Bett, das man ihm lassen mußte, sein eigen!

Schallend lachte er auf.

Vom König im Handumdrehen zum Bettler und Mörder —

Unversehens ging das Lachen in Stöhnen über. Er sank wieder auf den Sitz zurück und schluchzte wie ein kleines Kind.

Seine Anna —

Wie dem Ertrinkenden, an dessen Geist blitzgleich die Bilder seines Lebens vorübergleiten, kam ihm, nun sein alter Mensch mit seinem Leichtsinns, seiner Eitelkeit und Schwäche in den Wassern der heutigen Trübsal ertrank, die Erinnerung zurück an alles, was sein Weib durch ihn geduldet und gelitten. Jede Träne, die ihre einst so sonnigen Augen geweint, jede durchwachte Nacht, in der sie sich die Finger wund genäht, um für sich und die Kinder Brot zu schaffen, jedes liebevolle Wort, das er zu ihr gesprochen, und, ach! die vielen, vielen Stunden, da er von der Arbeit fort und in die Schenke geeilt war, um dort den Verdienst der Familie und die Ehre seines Namens zu vertrinken: das alles legte sich wie geschmolzenes Blei, heiß und schwer, auf sein wundes Gewissen.

Und nun dieses Ende!

Jtgend jemand, Doktors Liese wahrscheinlich, hatte ihm eine brennende Kerze gebracht. Die stand auf dem Tisch der kahlen Arbeitsstube und beleuchtete sein Glend. Flackernd warf sie ihr Licht an den Wänden entlang, und aus den Ecken und Winkeln krochen die Schatten.

Albert Meinhard überließ ein Schauder. Nie

¹⁾ Und die süßen Kinder!

wieder sollten die hellen Kinderstimmen diesen Raum beleben. Nie wieder Annas Schritt über die Dielen gleiten.

Wo waren sie? Wo? Allmächtiger, in welchen Tod hatte sein sündiger Leichtsinns sie getrieben?

Wieder suchte er empor.

Suchen mußte man. Suchen!

Aber da, auf der Schwelle zum Korridor, stockte



Sein Weib stand vor ihm.
Rechts und links die Kinder.

sein Fuß. Die Arme fielen ihm schlaff hernieder, und mit starren Augen taumelte er in die Knie.

Sein Weib stand vor ihm. Rechts und links die Kinder, das Antlitz bleich, aber lieblicher denn je, in den Blicken eine Klarheit, die er noch nie in ihnen gesehen.

„Anna,“ stammelte er, zwischen Lachen und Weinen.

Sofort ergriffen Hänse und Miez von ihm Besitz.

„Battling!“ krächte der erstere und kletterte ihm aufs Knie, „dor sün wi.“¹⁾ In 'n ollen scheußlichen Wald hat Mutting uns gesunden. Und wir waren allbeid noch labundig!“²⁾

Miez rieb ihm währenddes mit den dicken Fingern die Tränentropfen vom Gesicht.

„Nos labundis!“ echote sie seelenvergnügt.

Anna und Albert blickten sich an.

„Ja, Liebster, lebendig!“ sagte jene leise. „Die Kinder sprechen wahr. Dort, wo ich voller Verzweiflung in den Tod zu geh'n beschloß, hat Gott mir neues Leben geschenkt. Ich weiß es, meine Schuld steht der deinen nicht nach. Wir haben beide gut-zumachen! Laß uns jetzt nicht verzagen, wenn auch schwere Zeiten kommen. Der Herr wird uns durch diese Trübsal nicht hindurchgerettet haben, um uns

in der nächsten versinken zu lassen. Komm, Albert! Hand in Hand wollen wir wieder von vorne beginnen!“

Da zog er sie an sich und küßte ihr beinahe ehrfürchtig Stirne und Mund.

„So wahr mir Gott helfe!“ sagte er fest.

Das klang wie ein Schwur.

Hänse und Miez aber faßten sich gleichfalls bei den Händen, standen und machten große, feierliche Augen.

In der That, schwere Zeiten kamen. Aber Anna hatte recht: Gott half hindurch.

Heute sind Meinhardts wohl-situierte Leute. In der Hauptstadt, wohin sie damals bald nach dem Zusammenbruch überstiedelten, betreiben sie jetzt ein flottes Papiergeschäft; und die Kinder sind mittlerweile groß geworden. Nie aber, wieviel Jahre auch seitdem verstrichen sind, haben Albert und Anna jene denkwürdigen vierundzwanzig Stunden vergessen, welche, dank Gottes Güte, den Wendepunkt ihres Lebens bezeichnen.

Die gestohlene Braut.

Erzählung aus den bayerischen Bergen.

Von Franz Wichmann.

Ein warmer Junitag war über dem romantischen Hochtal von Schellenau heraufgestiegen. Der breite Ochsenkopf, das schrofse Wurmeck und der steile Schneefogel trugen blitzende Hauben von goldenem Sonnenschein, und am Bärenjoch und Schattenpaß hatten sich die Matten in frisch leuchtendes Grün gekleidet.

Just das rechte Wetter war's zum Auftrieb auf die Bergweiden. Auf dem Frohnhof trat Nanni Goldbacher mit der mächtigen Almglocke in den Stall und legte sie an breitem, buntgesticktem Riemen der Piesl um den Hals. Kaum gab das tönende Metall den ersten Klang, da war kein Halten mehr. Die Ketten rasselten, die zum letztenmal mit Winterfutter gefüllten Krippen wurden im Stich gelassen, und in dichter Masse drängte das stattliche Vieh hinter der sauber gepuzten und bekränzten Leitkuh in den Hof hinaus.

Fast hätte der ungestüme Anprall den jungen Bauern, der eben hastig und erhitzt von der Dorfstraße hereinkam, über den Haufen geworfen.

„Sakra, iss Malefizviecher, gebt's do Obacht!“ rief er beiseite springend.

„Muß denn allweil geflucht sein?“ meinte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll die Semmerin.

Mois Hinterholzer blickte ein wenig verlegen zu Boden. „Kruzitürken, daß i aa döss verfluchte Fluchen net lassen kann. Aba schau, Mandl, da hab' i dir noch geschwind am Schattenbach an Weibbuschen brockt, damit dir nichts passiert droben am Faltereck.“

Das Mädchen nahm etwas zögernd den Strauß. „Kundlkrant und Widerton? Sell is ja für 'n Teifi gut.“

„Ma kann nie net wissen, was g'schiecht. Unser

¹⁾ Da sind wir! ²⁾ lebendig.

alta Herr Pfarra hat allweil g'sagt, es sei a gottlose Zeit, und i weiß, was i vorige Woch' in Meinrad'ssd gesehen hab' —

„Was hast g'geh'n?“

„An Wagen ohne Pferd, wie da Wind is er daherkemma, und drin is a schwarzer Teifi gehockt mit a paar höllische Glasaugen.“

„Geh — dö's war ja a Antimobil,“ lachte Mandl.

„Woher woast na du dö's?“

„In da Zeitung is's gestanden.“

„Wie d' nur so a sündhaftes Blattl lesen magst!“

„Schau, mei Bata, wo doch da Lehrer von Engelhalden g'wen is, hat's halt gehalten, und wie er g'storben is, hab' i's net abschaffen mögen. Ma kann so viel lerna draus und erfahrt all's, was in da Welt vorgeht. Gelt, wenn d' auf d' Alm kimmst, bringst ma's allweil mit, Loisl?“

„I —“ fuhr der Bauer zurück, „i, dö's gottlose Blattl, da taat i mir ja Sünden fürchten, — Himmelherrgottsjakra überanand — sell tu i net.“

„Nacha muß i's halt 'm Zaga sagen oder dem Herrn Sandtner, wo immer in dö Berg umananda steigt.“

„Was — dem hinketen Maler, den der Himmi zeichnet hat?“

„Mei, a bissel an kurzen Fuß hat er, sell is all's.“

„Weißt, wer aa no an kurzen Fuß hat?“ fragte Loisl, ängstlich sich umsehend, in flüsterndem Tone.

„Du willst do net sagen —?“

„Da Teifi! I laß mir's amal net ausreden. Mit dem Maler is's net richti.“

„Geh, du bist ma zu dumm.“

„Dö Fremden is amal net zu trauen. Der selige Herr Pfarra hat's aa gesagt.“

„I weiß schon, — der hat allweil 'n Teifi an die Wand gemalen. Aha der jetsige hochwürdige Herr denkt anders, der hat schon viel gegen den Aberglauben predigt.“

Der junge Frohnhofener machte eine Bewegung mit leidigen Bedauerns. „Der versteht's halt net besa. Jesses, Maria und Joseph, geh aus 'm Weg!“ schrie er, sich plötzlich unterbrechend, auf, „da Stier — da Stier!“

Doch die unerschrockene Sennerin floh nicht. Mit raschem Griffe packte sie die gefenkten Hörner des übermütigen Tieres und drückte seinen Kopf energisch zu Boden. Den starren Nacken vor seiner kräftigen Herrin beugend, trollte es ohne weiteren Widerstand beiseite.

Der junge Bauer sah ihr bewundernd zu. Ja, an der Ranni hatte er schon die rechte gefunden; solch ein Weib, das sich vor nichts fürchtete, war gerade recht für den Frohnhof. Wenn sie auch als des armen Schullehrers verwaisstes Kind nichts besaß und sich ihr Brot als Sennerin verdienen mußte, — auf eine reiche Mitgift konnte er verzichten. Seit der gelähmte Vater in Austrag gegangen und die alte Mutter ihm nur noch mühsam den Haushalt versah, brauchte er eine junge und energische Bäuerin. Zum letztenmal sollte Mandl heuer die Alm am

Falterck beziehen und nach dem Abtrieb die Hochzeit sein.

Jetzt kam auch der alte Hinterholzer, auf seinen Krückstock gestützt, aus dem Hause, und Loisls Mutter brachte ein Körbchen, in dem ein Gebetbuch, bunte Heiligenbilder und andere Kleinigkeiten zur wohllichen Ausschmückung der Almhütte lagen.

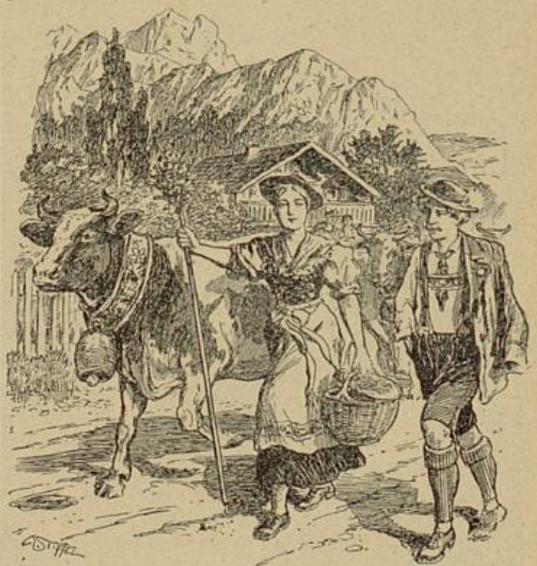
„Pfiat di Gott, Mandl,“ sagte sie, das Mädchen beiseite ziehend, „halt gute Wirtschaft droben, der Loisl wird bald aufkemma und nachschaug'n, wie's geht.“

„Habt ka Sorg, Bäuerin, i mach' scho all's recht,“ sagte die muntere Sennerin. „Und geb's Gott, daß dö alle gesund bleibt's derweil.“ Sie gab der Hinterholzerin und ihrem Mann die Hand zum Abschied, befestigte Loisls Buschen an ihrem Berastock und trieb mit lautem Zuruf das Vieh auf die Straße hinaus.

Loisl, der den Zug noch eine Strecke begleiten wollte, schloß sich ihr an. Unter helltönendem Geläut, mit behäbigem Gange schritten die bekränzten, prächtigen Tiere dahin. Am Ende des Dorfes, wo der Weg steil anzusteigen begann, nahm man ihnen die schweren Glocken und zierlichen Halsbänder ab, die Kinder, die der Herde gefolgt waren, beluden sich damit und trugen lärmend und jubelnd die Last zu den Häusern zurück.

„A brav's und a rechtchaffenes Deandl is's“, sagte die Austragbäuerin zu ihrem Manne.

„Wohl, wohl — auf dö ka ma si valass'n. Und sowiel g'scheidt is's. 's Wildern hat da Loisl ihr zuliab aa sein lassen.“



Loisl, der den Zug noch eine Strecke begleiten wollte, schloß sich ihr an.

„Wann 's eahm nur aa von seinem Aberglauben und dem Fluchen helfen kunn!“

„Gott geb's!“

So plauderten sie und blickten dem bunten Zuge nach, bis er in den Tannen des Bergwaldes verschwand.

Sonniger Ansfrieden umträumte den Maler. Seit er zu Anfang Mai als erster und einziger Fremder, der je das einsame Gebirgsdorf zu längerem Aufenthalt betreten, sich im Gasthaus zur „Goldenen Gans“ einlogiert hatte, war er schon einigemal hier oben am Faltereck gewesen. Aber in der Hütte hatte er immer nur den Hüterbuben getroffen, während die Sennerin sich draußen zu schaffen machte und ihm mit scheinbarem Mißtrauen auswich. Das schöne Mädchen, um das sich schon so viele Burschen in Schellenau und sogar der Jäger Vitus Egger ohne Erfolg beworben hatten, war auch dem Künstler bald aufgefallen. Aber da er im Dorfe erfahren hatte, daß sie mit dem jungen Frohnhofbauern so gut wie heimlich verprochen war, mochte er ihr weiter nicht nachstellen und beschränkte sich darauf, so oft er sie sah, ihr anmutiges Bild seinem Gedächtnis einzuprägen.

Die Sonne sandte glühende Strahlen vom wolkenlosen Himmel, die Luft vibrierte und ein flimmernder Dunst wob um die wetterbraune Almhütte, aus deren steinbeschwertem Dach ein leichter blauer Rauch emporfränkelte. Heute noch hatte Paul Sandtner gehofft, die angefangene Arbeit zu vollenden. Aber immer lässiger ward die Hand, die die blumigen Matten, die über ihnen aufragenden wilden Berggestalten des Wurmecks und Schneekogels, im Vordergrund den moosgrünen, flechtengrauen Kaiser mit seinen rauchgeschwärzten Balken und dem steinernen Unterbau auf die Leinwand bannete. Ein paarmal entfiel ihm fast der Pinsel, endlich ließ er ihn ganz sinken und lehnte sich gegen das eiserne Brunnenrohr zurück.

Das eintönige Plätschern des in den langen schmalen Holztrög rinnenden Wassers schläferete ihn vollends ein. Die Berge verschwammen im weißlichen Mittagsdunst, kein Lüftchen regte sich mehr, und in tiefem Schweigen lag die Natur.

Plötzlich aber war es dem Maler, der zwischen Träumen und Wachen kämpfte, als beuge sich etwas über ihn. Mühsam öffnete er die Augen und starrte verwundert die vor ihm stehende Gestalt an. Eben glaubte er noch von der schmucken Sennerin geträumt zu haben, und nun war sie wirklich da. Die Mandl schien sein schnelles Erwachen nicht erwartet zu haben. Aber zum Davonlaufen war es zu spät, und nur im ersten Augenblick leicht erschreckend, faßte sie sich schnell und betrachtete erst das Bild, dann den Künstler, der die Arme über dem Kopf verschränkt, freudig überrascht zu ihr aufsaß.

„Du hast döös gemacht?“ fragte sie. Zu Schellenau duzte man noch alle Welt, die Fremden so gut wie die Einheimischen.

Der Maler nickte.

Wieder blickte sie auf die Leinwand und schien irgend etwas auf dem Herzen zu haben.

„Schön is's gemacht. Grad wia natürlich stehen die Berg' da. Kannst was anderes aa so malen?“

„Ich kann alles malen!“ erwiderte Sandtner stolz.

„Manner- und Weiberleut aa?“ fragte sie schnell.

„Gewiß.“ Er begann zu verstehen, wo sie hinaus wollte, aber absichtlich ließ er sie weiterfragen.

„Leicht gar aa mi?“

„Warum nicht?“

Mandl jah zu Boden und schwieg verlegen. Auch der Maler sagte nichts. Da setzte sie sich plötzlich neben ihn auf den Rasen und meinte: „Möchtest mir net a Bild machen?“

„Von dir?“

„Sell hätt' i schon gar so viel gern.“

„Aber was bekomme ich dafür?“

„D mei,“ entgegnete sie betrübt, „i hab' ja nixen; a arme Almdirn ka net viel geb'n.“

„So etwas meine ich auch nicht.“

Sie jah ihn fragend an, ohne zu verstehen.

„An Gamsbock könnt'st schon aa haben. 's spricht manchmal a Wildschüz am Faltereck um a Milli vor.“

„Rein, danke schön, Gamsbraten mag ich nicht. Aber ein Kuß von deinen Lippen, der tät' mir schon schmecken.“

Sie schnellte in die Höhe und ihre Augen funkelten wie die einer zornigen Katze.

„Mit so was derißt mir net kommen.“

„Aber ein Lohn muß doch sein, wo eine Arbeit ist.“

„Sell is wahr.“ Sie beruhigte sich und kam wieder näher. „A grausig schwere Arbeit muß döös schon sein.“ Und da der Maler wie gekränkt schwieg, setzte sie endlich stockend, mit hochroten Wangen hinzu:

„Einen jollst haben, aba nur einen.“

„Schau, Nanni, ich bin nicht habjüchtig,“ lachte er, „ich geb' ihn dir sogar wieder, und dann sind wir quitt.“

Die Logik schien ihr einzuleuchten. „Wann's sein muß. 's Bild hätt' i schon gar so viel gern.“

„Gut also, ich male dich. Hier zeichne ich dich nur, aber drunten in der „Gans“ fähr' ich's aus, und wenn ich fertig bin, hol' ich mir meinen Lohn.“

„Aber sehen und wissen derß's ka Mensch net.“

„Von mir erfährt niemand was. Also stell' dich daher.“

Sie folgte willig und stützte, wie er es verlangte, die braunen Arme mit dem Wasserkrug auf das Brunnenrohr, setzte den unbeschutten Fuß ein wenig vor und schaute wie verträumt zu den blauen Bergketten im Süden hinüber.

Der Künstler zog sein Skizzenbuch und begann leicht und sicher die fest umrissenen Formen ihrer kraftvollen Gestalt auf das Papier zu werfen. Kaum war er damit fertig geworden, als Mandl erschrocken aus ihrer unbeweglichen Stellung aufsprang: „Jesseß, 's kommt wer den Almsteig von Schellenau auffi. Leicht is's gar da Bauer. Der derß' mi bei dir net seh'n. Pfüt di Gott, Mala!“

Ehe er etwas antworten konnte, war sie schon davon geeilt und in der Hütte verschwunden. Schnell schob er die Zeichnung in seinen Zanfer. Er hatte ja der Sennerin Schweigen gelobt, und ein Einblick Unberufener in die Geheimnisse seines Skizzenbuches konnte für ihn selbst gefährlich werden.

Eine Minute später tauchte auch schon die Gestalt des jungen Frohnhofers über dem Wiesenrande auf, aber den Maler bemerkend, bog er in weitem Bogen aus und schritt von hinten auf die Almhütte zu.

„Himmelherrgottsjagen,“ flüsterte er vor sich hin, „is denn all's verbert heut? Erst treff' i 'n Jaga, wo ma's Deandl hat wegfang'n woll'n — und jetzt muß aa no da Teifisbraten von an Mala da umand' schleichen. Kruzitürken no amal eini!“ — — —

Es war vierzehn Tage später, da stieg an einem schwülen Nachmittag der Maler wieder zum Falterack empor. Unter dem Arm trug er Nandls wohlgelungenes Bild, zu dem er noch einen alten Goldrahmen gestiftet hatte.

Zwischen dem Brunnen und der Hütte traf er auf die Sennerin.

„Mei, bist schon firti?“ rief sie ihm entgegen. „Laß mi's amal anschau'n.“

Er stieß den Bergstock in den feuchten Almboden, löste die Hülle und hielt ihr das Bild entgegen.

Nandl schien beim Anblick ihrer selbst ganz betroffen: „Dös bin i — o mei, wirkli, — so schau i aus? Gut bin i trocken, gelt?“

„Das will ich meinen.“

„Dös wird a Überraschung wer'n. Glei muß i's in dö Hütt'n eintragen.“

Der Künstler hatte erwartet, daß sie ihm zuvor aus freien Stücken den bedungenen Lohn auszahle, aber sie nahm ihm das Bild aus der Hand, brücte es wie ein teures Kleinod an die Brust und eilte damit dem Kafer zu.

Sandtner folgte ihr, doch als er die Hütte erreichte, hatte sie schon die Tür von innen verriegelt.

„Warum sperrst denn zu, Nandl?“ rief er ärgerlich durch das geöffnete niedere Fenster.

„Weil i da herin mit kan fremden Mannsbild alloan sein will,“ antwortete sie, „i komm glei wieder außi.“

Ein wenig verwundert sah der Maler, daß sie sein Kunstwerk nicht an die Wand hängte, sondern, mehrmals Papier und Tücher darum wickelnd, es im Strohh ihrer Schlafstätte verbarg. Doch im nächsten Augenblick stand sie schon wieder neben ihm, schloß die Hütte ab und meinte: „Jetzt woll'n ma a wengerl Umschau halten. Gar so viel schön is's heut in dö Berg. Und drenten beim Brunna hat ma die feinste Aussicht.“

„Nun, Nandl?“ fragte der Maler, als sie an der bezeichneten Stelle stehen blieben, und sah sie bedeutungsvoll an.

Die Sennerin ward über und über rot. „Wann's denn sein muß —“

Er wollte die Arme um sie schlingen, aber sie entschlüpfte ihm wieder. „Na, na, da net, — i hab's net bedacht, — es is zu frei und offen da, es kömmt uns wer sehn.“ Dabei lief sie dem nahen Walde zu, durch den der Weg von Schellenau heraufkam.

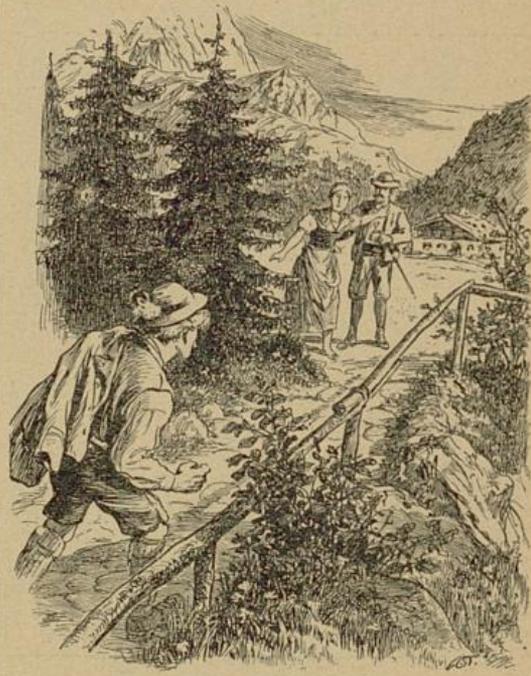
Unter den ersten Lärchen und Fichten machte sie, tief Atem holend, Halt.

Trotz seines etwas zu kurzen linken Fußes war der Maler im nächsten Augenblick wieder bei ihr.

„Jetzt kommt mir nicht mehr aus, Deandl, jetzt will ich meine Belohnung.“

„Da hast sie!“ rief sie mit raschem Entschlusse, legte beide Hände auf seine Schultern, und ihre halbgeöffneten roten Lippen berührten schein und leicht seinen Mund. „I dank dir halt vielmals.“

Als er ihren Kuß etwas herzhafter erwidern wollte, kam sie ihm selbst entgegen. „So, a Dreingab kriegt a no — jetzt bist aber zufrieden.“



„Jesses, da Loisl, mach, daß d' weita kimmst, Mala!“

„Um den Preis mal' ich dich gleich noch einmal, Nandl.“ „Kruzitürl no amal eini, da soll do glei a Himmelherrgottsbunnawetta dreinschlag'n, Sakrament, Sakrament!“ tönte es plötzlich mitten in seinen Scherzh hinein. Auf dem Anweg wurden stampfende Schritte laut und Nandl kreischte vor Schrecken laut auf.

„Jesses, da Loisl, — o mei — o mei, mach, daß d' weita kimmst, Mala, grad in 'n Wald lauf eini, da erwischt er di net.“

Sandtner zögerte noch. „Niemand soll dir was tun, — ich helfe dir, ist ja nichts Unrechtes geschehen.“

„Naa, furt, furt,“ drängte sie, „mit ein'm Mannsbild werd' i schon alloan firti, aba mit zwoa net.“

Da stürzte der Künstler davon, und in der nächsten Minute stand schon der ergrimmete Frohnhofer blaß und keuchend vor dem Mädchen.

„Was is bö, Nandl? Busseln laßt di von dem malefizischen Stadtsrad! Verraten, betrogen hast mi.“

„Net wahr is's,“ entgegnete sie ganz ruhig.

„Wann i's mit meine eigenen Augen geseh'n hab'!“

„Net recht hast g'feh'n. I selba hab eahm a Bussel geben.“

„Höllsarendi — dös wird ja allweil besser!“ Er ergriff ihre Hände und preßte sie heftig. „Hast 'n gern, den Malefizjakra?“

„Ah, gar kan Schein.“

„Kruzitürken, nacha is's do da Teifi, wo di verhezt hat.“

„Da Mala is a ganz braver Mo, und dös Bussel bin i eahn schuldi g'wen, 's war 's erst' und 's lezt.“

„Dös versteh' i net. Verlogten is all's. Dö Wahrheit will i wiss'n.“

„Dö erfahrst schon noch.“

„Wann?“

„Wann ma Hochzeit g'macht ham.“

„Also willst mi do noch?“ fragte er etwas besänftigt.

„Freili — bist ja mei lieba, lieba Bua, — und mit 'm Mala hab' i nix mehr z' schaff'n.“

Er legte die Arme um sie, zog sie an sich und blickte ihr in die braunen, glänzenden Augen. „Nandl, i will dir glaub'n. Und jetzt wird g'heirat. Mir is's schon lang z'wider, daß d' so alloam heroben bist. Auf dö Alm kimmt ma a andere Semmerin auffi, und in vier Woch'n mach'n ma Hochzeit.“

„Wann's deine Leut' recht is, — i hab' ja kan andern Wunsch net,“ sagte sie und erwiderte, sich an ihn schmiegend, leidenschaftlich seine stürmischen Küsse.

„Da schau, da schau!“

Der ganze Hochzeitszug geriet ins Stocken, die Musik schwieg, die Böller der Dorfartillerie auf dem Kirchenbühl verstummten, selbst der Hochzeitlader vergaß zu jauchzen und den mit bunten Bändern geschmückten Stab zu schwingen. Alles starre nach oben.

„A Schlang', a fliegete Schlang'!“

„Herr, erlöse uns von dem Ubel!“ betete die alte Botenkathi.

„Dös muß a Drach sein.“

„Jetzt seh' i's nimma.“

„Da hintern Wurmeck kimmt's wieda füri.“

„Zeffes Maria, a Tagelwurm!“

„Ganz fürig schaut er aus.“

„Aba dös is ja a Luftballon.“

Alles blickte auf Nandl, die mit Myrte und Schleier an der Seite des Frohnhofbauern schritt.

„A Luftballon, a Luftballon?“ wiederholten die Bauern mit offenem Munde. Gehört hatten sie wohl davon, aber gesehen hatte noch niemand solch ein Ungetüm, und keiner konnte einen Begriff mit dem Worte verbinden.

Der rote, aufgeblähte Ball schwankte, bald hierhin, bald dorthin getrieben, an dem mit leichten weißen Windwolken überzogenen Himmel hin und her. Die Luftschiffer schienen jede Richtung verloren zu haben und sich in gefährlicher Situation zu befinden.

„'m Teifi sei Kutich'n is's,“ stotterte der Loisl ganz blaß vor Schrecken. „Daß aa so a tuifisches Zuig in unsere Gegend kommen muß!“

„Maria und Joseph, — grad am Hochzeitstag,“ tuschelten die Kranzjungfern, „dös bedeut' nix Gutes.“

„Aba da san gewiß ganz harmlose Menschen drin!“ suchte Nandl die Aufgeregten zu beruhigen.

„A ehrlicher Christenmensch kann net fliegen,“ widersprach der von der Kirche nachgeeilte Mesner, ein Anhänger des früheren Pfarrers, „dazu hat 'n Gott net bestimmt. Wer in da Luft umanand fahrt, der hat's mit 'm Bösen.“

„Siehst es, siehst es!“ jammerte Loisl, „i hab's ja allweil g'jagt, g'wis is's da Antichrist, wo jetzt kimmt.“

„Du bist a Narr,“ sagte Nandl beinahe ärgerlich. „Was wird's sein? I mein', der Franzos' is's, wo in da Zeitung g'stand'n is, daß er übers Gebirg fliegen will.“

„A fliegeter Franzos!“ ging's von Mund zu Mund.

„Jetzt speit er aa no Feuer!“

Ein heller Strahl der Mittagssonne fiel auf die rote Seide des Ballons und ließ sie gleich einer purpurnen Flamme aufleuchten. Das bestärkte die Bauern noch mehr in ihrem Glauben an Übernatürliches.

„Kruzijakra — gewiß fahrt da Mala in der Teifelskutsch'n umanand,“ rief Loisl, „i hab' 'n eh seit zwei Täg net g'sehn.“

„Aba da is er ja!“ stieß ihn Nandl an und wies auf den Künstler, der, am Wege stehend, ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Der kimmt ja auf unsere Hochzeit.“

„Was, der?“ fuhr der Frohnhofer entsetzt auf, „den brauch'n ma aa no! Wer hat 'n geladen?“

„Da Ganswirt natürl. Hätt' a net anders könnn. Bei aner öffentlichen Hochzeit is's halt da Brauch so, und da Mala wohnt schon den ganzen Summer bei eahn. I mein', a schön's Geschenk wird er uns aa mach'n.“

„Herrgottsjakra, von dem nehm' i nix. Will ma dö Hand net am höllischen Feuer verbrema.“

„Mit dir is amal net z'reden.“

„Und mi g'freut bald dö ganz' Hochzeit nimmer!“

„Aba Loisl —“

„Jetzt is er hinter's Bärenjoch ummi!“ schrie der Bader.

„I glaub', er kimmt nimmer füri!“ meinte Loisl's Mutter.

„Hunger und Durst hab' i,“ sagte der alte Hinterholzer, „ganga ma ins Wirtshaus eini.“

Eine Weile warteten die Bauern noch. Aber der Ballon erschien nicht mehr. Da setzte sich der Zug wieder langsam in Bewegung. Die Batterien am Kirchenbühl lösten ihre Geschütze, die Musik begann zu blasen, der Hochzeitlader jauchzte, und zu beiden Seiten lärmten die Kinder, die sich um die vom Bräutigam ausgeworfenen Kupfermünzen stritten und rausten.

In dem oben gelegenen großen, doch niederen Saale der „Goldenen Gans“ ging es bald lustig zu. Speisen und Getränke waren vortrefflich, aber der junge Chemann fühlte sich nicht behaglich. Saß doch am unteren Ende der reichgedeckten Tafel neben dem Dorfschullehrer der verdächtige Maler und blickte

öfter, als nötig war, mit seinen scharfen, durchdringenden Augen nach der schönen Braut herüber. Die durch das Fenster hereinfallende Sonne übergoß seinen Spitzbart und das rötliche Haar mit einem unheimlich feurigen Schimmer, so daß Loisl bei seinem Anblick immer wieder an den Judas auf dem Abendmahlsbild in der Dorfkirche denken mußte. Gewiß, der hatte nichts Gutes vor. Wenn nur das Essen erst vorüber war und er mit Nandl glücklich auf den Frohnhof einzog! — Aber vorher kam wahrscheinlich noch der Brautraub zur Ausführung, und das erschien ihm heute besonders bedenklich.

Diese seltsame Sitte war, wie in manchen anderen, von der städtischen Kultur noch unberührten Gebirgsdörfern Oberbayerns, auch in Schellenau üblich. Während des Hochzeitsmahles, sobald es einem der Gäste gelungen war, die Aufmerksamkeit des jungen Ehemanns für einen Augenblick abzulenken, entführte irgend ein guter Freund oder Bekannter des Paars die lachend einwilligende Braut. Entweder ging es in ein anderes Wirtshaus, wo alles Gute aufgetragen ward, oder man tat sich im Hause des Räubers bei dessen Angehörigen gütlich, und wenn der Genarrte oft nach langem, mühsamem Suchen sein junges Weib wiedergefunden, mußte er obendrein die aufgelaufene Zeche bezahlen. Um den Spaß noch zu verlängern und zu vergrößern, half alles zusammen, den Suchenden irre zu führen, und Loisl wußte wohl, daß es auch heute nicht anders gehen würde. Aber bis jetzt hatte er scharf aufgepaßt und Nandl keine Minute aus den Augen gelassen. Vielleicht gelang es ihm doch, durch seine angestrengte Aufmerksamkeit eine Entführung der Braut zu verhindern.

„Habt Ihr auch den Luftballon gesehen, Frohnhofer?“ fragte der eben eingetretene Pfarrer, nachdem er dem jungen Paare gegenüber Platz genommen.

Loisl ließ Nandls Hand, die er bisher unter dem Tische gehalten, los. „Dem Teisi sei Malefizkuischen?“ entfuhr es ihm unüberlegt, „Himmelhergottsfakra — freilich ham ma's gesehn, Hochwürden.“

„Aber Frohnhofer, so dürft Ihr nicht reden,“ verwies ihn der Geistliche. „Der Mensch ist nun einmal die Krone der Schöpfung, Erde und Wasser hat er von jeher beherrscht, und wenn unser Hergott zuläßt, daß er sich mit der Zeit auch die Luft erobert, so ist das ein erfreulicher Fortschritt, aber kein Unrecht und keine Sünde.“

„Sell woll, sell woll,“ stotterte Loisl verlegen, „aba i mein', a Teisfawert bleibt's do, wann da Mensch durch die Luft fliegt. Kreuzitürken no amal eini!“

„Frohnhofer, Frohnhofer, ich denke, ein Teufelswert ist's viel eher, wenn der Mensch das gottlose Fluchen nicht lassen kann, und ich fürchte immer, daß Euch der Himmel noch einmal dafür straft.“

„Bechschwarzer Höllteifi,“ schrie der junge Bauer plötzlich, entsetzt auf den leeren Platz an seiner Linken starrend, „er hat mi schon gestraft! Mei Nandl haben's gestohlen, dö Herrgottsfakramenter, dö verdammten!“ Mit dem buntgeblumten Sacktuch sich

den Schweiß von der Stirn wischend, blickte er blaß vor Ärger die Tafel entlang. Eine ganze Anzahl der Gäste fehlte. Unter ihnen auch der Maler. Das war ihm das Ärgste. Doch mit dem konnte Nandl unmöglich gegangen sein, wenn er sie nicht verhezt hatte. Zuerst galt es bei den guten Bekannten zu suchen, dem Bader, dem Schuster, dem Jäger und ein paar Bauern, die sämtlich während seines Gesprächs mit dem Pfarrer verschwunden waren. Da es kein zweites Wirtshaus im Dorfe gab, mußte die gestohlene Braut bei einem derselben zu finden sein.

„Wart's nur, mei Nandl werd' i glei wieder hab'n,“ lachte er gezwungen, ohne recht an seine Worte zu glauben, und stürmte zur Tür hinaus.

Draußen zog unterdessen Vitus Egger die Neuvermählte rasch mit sich fort. „Dös wird a Hauptspäß,“ flüsterte er, „bei mir sucht er di am leyten, und an weiten Weg hat er aa bis zum Forsthaus.“

Der Nandl machte in der Tat die Sache Spaß. Der Jäger war am schnellsten mit dem Vorschlag, sie zu entführen, bei der Hand gewesen. Daß er bereits des Guten etwas zu viel getan, hatte sie nicht bemerkt, und war dem Räuber, dem sie das Jahr vorher einen Korb gegeben, unbedenklich gefolgt. Es dämmerte schon stark. Bei drückender Schwüle hatte es sich über den Vergkluppen im Westen dunstig und schwarzgrau zusammengeballt. Bisweilen flammte es in dem finsternen Gewölk gelbgrünlich auf, gleich den funkelnden Augen eines heutigetigen Raubtiers, und jetzt, da sie eilig über die weite ebene Fläche der grasbewachsenen Schellenau, die dem Dorfe den Namen gegeben, zum jenseitigen Walde hinüberschritten, segte bereits die erwachende Windsbraut in einzelnen stürmischen Stößen über das offene Feld.

Der Jäger zog das junge Weib näher an sich, schlug seinen Mantel schützend über sie, und ihre warme Nähe weckte von neuem die alten Gefühle in seiner Brust. Im Forsthaus stand ein wohlgedeckter Tisch, und als Vitus der Entführten ein Glas schweren Weins aufnötigte, besiel sie plötzlich eine seltsame Angst. Daß des Jägers alte Haushälterin nirgends zu sehen war, vermehrte noch ihre Furcht, und als er ihr jetzt ganz nahe rückte, den Arm um ihren Leib zu legen suchte und sein heißer Atem ihr Gesicht streifte, erkannte sie plötzlich die Gefahr, in die sie sich unbedacht begeben.

„Laß mi, Jaga, i muß jetzt furt,“ sagte sie, sich energisch losmachend.

„Furt, was fällt dir ein, erst muß da Loisl di finden. So is da Brauch.“

„I mag aba net länger bleib'n.“

„Warum?“

„'s Wetta kann jeden Augenblick losbrechen.“

„Nacha mußt erst recht dableib'n,“ rief er, und stürzte hastig sein Glas hinunter. Aber der schwere Wein gab ihm den Rest. Aufspringend, stieß er taumelnd an den Tisch und stolperte schwer zu Boden. Seinen Fall benützend, war die geängstigte Nandl schnell zur Tür hinaus.

Durch den nächtig verfinsterten Himmel schossen rote und gelbe Feuerstrahlen, ein hohles Brausen tobte in den Lüften, aber mitten im Lärm des losbrechenden Unwetters glaubte Mandl den verfolgenden Jäger zu hören. Das besflügelte ihre Schritte. Doch sie hatte noch nicht die Mitte der weiten Wiesenfläche erreicht, als der Himmel seine Schleusen öffnete und mit Schloßen vermischter Regen der Flüchtigen ins Gesicht peitschte. Nirgends bot sich ein Schutz, so eifrig sie auch umherspähte. Nur dort, bei einem wilden Rosenstrauch, mitten auf der Wiese, erhob sich etwas Dunkles, Großes.

Betroffen blieb Mandl stehen. Jesus Maria, das war ja der Luftballon, den sie Mittags am Himmel gesehen. Schnell entschlossen lief sie auf das hin und her schwankende Ungetüm zu. Dort mußte sie Menschen finden, die sie im Notfall vor dem betrunkenen Jäger schützen konnten. Aber als sie den Ballon erreichte, war kein lebendes Wesen zu sehen. Ein herabhängendes Seil hatte sich in dem Rosenstrauch verwickelt, und der am Boden liegende geflochtene Korb bot ein schützendes Versteck gegen das Unwetter, in dem sie der Jäger nicht so leicht finden würde. Rasch entschlossen kroch sie hinein und drückte sich unter dem warmen, dichten Geflecht zusammen.

Nach einer Weile ließ der Regen etwas nach, und Mandl wollte eben ihre Flucht zum Dorfe fortsetzen, als sie mit einem Schreckensschrei wieder in den Korb zurücktauchte. Dicht vor demselben war mit keuchendem Atem, sturmzerzaust und regentriefend die Gestalt eines Mannes aufgetaucht.

Der Maler, der die Sitten des Brautraubs bisher nur vom Hörensagen kannte, und den es in hohem Grade interessierte, den originellen Brauch näher kennen zu lernen, war dem flüchtigen Paare in einiger Entfernung unbemerkt gefolgt. Die übrigen Gäste aber lockten den Frohnhofer auf falsche Fährte, und überall, wo er nachschaute, beim Bader, Schuster und den benachbarten Bauern, ward er mit spöttischem Lachen empfangen.

„Nacha bleibt nur da Jaga!“ rief Loisl ärgerlich.

„Da kann' net sein.“

„Dös is zu weit.“

„Über dös ganze Schellenau mag i net mit.“

„'s Wetter kann jeden Augenblick losbrechen.“

„I gang aba doch. Dös Mandl muß i wieder haben.“

„Nacha gangst allein,“ meinten seine Begleiter. Sobald sie sahen, daß der Gefoppte die rechte Spur einschlug, war für sie der Reiz verloren, und sie kehrten eilig zur „Goldenen Gans“ zurück.

Loisl blickte zweifelnd zum Walde jenseits der Schellenau hinüber. Er glaubte selbst nicht, daß Mandl mit dem Jäger gegangen, aber es war seine letzte Hoffnung, denn sonst konnte sie nur der Maler entführt haben. In wachsender Angst rannte er über die Wiese hin. Da sah er plötzlich, daß noch jemand dem entfernten Walde zuelte. Im grell ausleuchtenden Schein eines Blitzes erkannte er die

Gestalt. — Es war der unheimliche Maler, der vor ihm zu fliehen schien. Das böse Gewissen verriet ihn. Der und kein anderer hatte ihm die Braut gestohlen. Aber wohin konnte er sie geschleppt und wo sie verborgen haben?

So sehr sich Loisl auch sonst vor bösen Geistern fürchtete, die Liebe zu seinem jungen Weibe erfüllte ihn mit heldenhaftem Mut. Um Mandl hätte er mit dem Teufel selbst geraut. Aber je mehr er seine Schritte beschleunigte, desto schneller lief auch der andere.

„De, siehen bleibst, Lump miserabler!“

Der Maler sah sich nicht um und rannte weiter. Die Gewißheit, in der Dunkelheit von einem Unbekannten verfolgt zu werden, ließ ihn alle Kräfte anspannen.

„Höllteufel, verfluchter, kannst net hör'n!“

Die vom Brausen des Sturms halb verschlungene Stimme deutete dem Maler bekannt. Für einen Moment nur wandte er den Kopf. Da sah er in der Hand des Verfolgers, vom blauen Schein eines Blitzes umleuchtet, ein Messer blitzen. Erschrocken zog er selbst seinen Revolver hervor. Offenbar ging es auf Leben und Tod. Mit seinem zu kurzen Fuße durfte er kaum hoffen, dem Nachsetzenden auf die Dauer zu entkommen, und bis zum Forsthaus war es noch weit.

Instinktiv lief er auf einen großen dunklen Gegenstand zu, den er schon seit einiger Zeit mitten in der Wiese bemerkt hatte. Endlich ganz nahe gekommen, erkannte er zu seinem größten Erstaunen den Luftballon, den man am Mittag über den Bergen gesehen. Kein Mensch ließ sich blicken, doch nahm er die am Boden liegende Gondel, über der der Ballon, am Strauchwerk gehalten, in der Luft schwante, wahr.

„Jetzt is's gefehlt. Umbring' i di, du Dieb, du Räuber, du sakramentlicher Gangger!“ tönte es dicht in seinem Rücken.

Ohne zu zögern, warf sich der Verfolgte in die Gondel des Luftschiffes. Das starke Geflecht des Korbes mußte den ihm zugebachten Stoß auffangen und diente ihm zugleich als Schutz, wenn er gezwungen war, sich zu verteidigen.

„Jesses Maria, was is dös!“ kreischte im selben Augenblick eine angstbebende Stimme auf. Der Maler fühlte einen menschlichen Körper auf dem Boden der Gondel. Zappelnd und sich sträubend erhob es sich und wollte an ihm vorüber. Doch Sandtner hatte die Stimme schon erkannt: „Mandl, — du — wie kommst du da herein?“

„Höllsakrament, hat di da Gangger wirkli?“ schrie gleichzeitig Loisl, „Mandl, — i bin da, i hilf dir —“ „Frohnhofer!“ rief der Künstler, plötzlich alles begreifend, „seid doch vernünftig — ich bin's ja, der Maler — ich habe —“

„Mei Braut hast gestohlen, du —“

„Al ihr heiligen Nothelfer, steht uns bei!“ jammerte Mandl dazwischen.

„Zum Teufel, was ist das — wir fliegen!“

Durch einen plötzlichen orkanartigen Windstoß be-

*) Gangger = Teufel.

freit, hatte der Ballon die Gondel emporgerissen und stieg blitzschnell mit dem Paare in die Höhe. Ein rötlicher Wetterstrahl umloberte sie, und bleich und zitternd, mit offenem Munde starrte Loisl den Entschwindenden nach. Dann, als das Schreien der Entführten in der Luft verhallte, lief es ihm eiskalt über den Rücken, er fiel auf die Knie und rang die Hände.

„Nandl — mei arm's Nandl, jekt hat di da rote Gangger do verwißt — jekt mußt gradeswegs mit zur Höll!“ In seiner Seelenangst begann er zu beten: „Himmel, erbarme dich ihrer! I will gewiß mei ganzes Leb'n nimma fluchen, lieber Herrgott, wann's d' mir dö Nandl aus dö teilslichen Krallen errett'st. Heilige Maria, bitt für uns arme Sünder!“

Als er, sein Gebet unterbrechend, endlich wieder aufzublicken wagte, war die „höllische Kutsch'n“ mit samt der Nandl verschwunden, und wie spottend und höhrend pfiß und heulte der Sturm um seine Ohren.



Er fiel auf die Knie und rang die Hände.

vongelaufen sei und längst wieder im Dorfe weilen müsse. Als jekt plötzlich der Frohnhofer, ohne sein Weib, blaß und durchnäßt, mit allen Zeichen der Furcht und des Entsetzens über die Schwelle trat, erschrak er nicht wenig und, plötzlich ernüchert, schien es ihm am geratensten, sich unbemerkt davonzuschleichen.

„Da Teifi hat mir mei Nandl gestohlen, durch dö Luft san s' davongefahren, in der höllischen Kutsch'n“, jammerte in einem fort der Bauer. Lange begriff man nicht, was er meinte. Erst als er wiederholt sein fürchterliches Erlebnis erzählt, begann man die Köpfe zu schütteln, zu flüstern und zu tuscheln. Die einen zweifelten, die andern glaubten, die meisten aber hatten schon zu viel getrunken, um überhaupt noch einen klaren Gedanken fassen zu können. Loisl selbst blieb nichts übrig, als seinen Schmerz mit Bier und Wein zu betäuben. So gingen Hochzeitschmaus und Tanz, lange nach Mitternacht, ohne Braut zu Ende,

und als man schließlich aufbrach, war der junge Ehemann in solch fragwürdigem Zustand, daß ihn der Vader und Schufter unter die Arme nehmen und zum Frohnhof heimbefördern mußten.

Die alte Austragbäuerin, die mit ihrem Mann schon früher nach Hause gegangen, war noch auf, und als der Sohn schwer auf die Ofenbank sank, suchte sie ihn zu trösten: „Derst ma net verzweifeln, Loisl! Schau, da Teifi is's net g'wen, und wann dö Nandl mit 'm Mala, wo a ehrllicher und braver Christenmensch is, in der Luft umanand fliegt, werden s' mit Gottes Hilf' aa wieder abi kemma. Gelt, Loisl, du versprichst ma's —“ sie brach ab, denn sie sah, daß all ihre eindringlichen Reden umsonst waren. Der junge Frohnhofer ließ den Kopf hängen und schnarchte. —

Es war längst heller Tag, als der Moiss Hinterholzer mit schwerem Kopfe erwachte. Das gestrige Unwetter hatte ausgetobt, die Sonne stand schon hoch am Himmel. Bewundert rieb sich der Verschlafene die Augen. Wo war denn Nandl? Die sollte doch — ja so — das Entsetzliche fiel ihm wieder ein, er sprang aus dem Bette und tauchte den brennenden, von wirren Gedanken erfüllten Kopf in das kalte Wasser der Schüssel.

Da klopfte es, und in der Tür erschien seine Mutter mit einem kleinen, feingekleideten, schwarzbärtigen Herrn, den er noch nie gesehen.

„Ich habe gehört, daß Sie haben gesehen fliegen das Ballon,“ begann ohne weiteres der rätselhafte Fremde, „das Ballon sein das meinige. Wollen Sie haben die Güte, mir zu sagen alles, was Sie wissen davon.“

Es war in der Tat der Franzose, von dem Nandl in der Zeitung gelesen. Bei seiner kühnen Fahrt über die Alpen war er von widrigen Winden verschlagen und hatte sich endlich zu einer gefahrvollen Landung mitten auf einer einsamen Waldblöße entschließen müssen. Sein Begleiter war dabei verletzt worden, und Herr Laurier hatte, so gut es ging, den Ballon an einem Felsblock befestigen müssen. Aber ehe er das Ventil öffnen und das Gas ausströmen lassen konnte, fuhr ein heftiger Windstoß daher. Der Knoten löste sich, das Luftschiff trieb, das Seil am Boden nachschleifend, schnell über die Richtung davon. Eine Verfolgung war unmöglich; seinen Gefährten mühsam führend, mußte der Franzose auf die Suche nach einer menschlichen Ansiedlung gehen. Schließlich war er nach Engelhalben geraten. Dort blieb der Verwundete zurück, während der Luftschiffer sich mit dem Wirt und einigen Bauern aufmachte, den Ballon wiederzufinden. Doch derselbe schien spurlos verschwunden, und so brach Herr Laurier am Morgen neuerdings auf, fragte in allen benachbarten Dörfern nach und ersuhr endlich in Schellenau, daß der Frohnhofbauer von dem Ballon wisse.

Als Loisl diesen Zusammenhang aus dem gebrochenen Deutsch des Franzosen mit Mühe und Not begriffen hatte, ward sein Glaube an die Entführung Nandls durch den Teufel doch ein wenig erschüttert,

er begann eine schwache Hoffnung zu schöpfen, und sein Kopf wurde wieder klar. Hastig erzählte er sein ganzes unheimliches Erlebnis, aber als er zu Ende war, hatte der Franzose kein Wort verstanden. Auch alle weiteren Versuche von Mutter und Sohn, ihn in die Geheimnisse des oberbayerischen Dialekts einzuführen, blieben vergeblich. Da kam der in zwischen an seinem Krückstock erschienene Austragbauer auf einen rettenden Gedanken.

„Geh't do zum hochwürdig'n Herrn Pfarra ummi, der kann's Ent lateinisch sag'n, was da Loisl verzählt, und nacha werdet S' n schon versteh'n.“

Das leuchtete dem Loisl ein, und, von Vater und Mutter begleitet, brachte er den aufgeregten, beweglichen, beständig redenden und gestikulierenden Franzosen zum Pfarrhaus hinüber.

Die Wirtschafterin, die den Besuch in das Zimmer des Geistlichen führte, lächelte gar eigen, ohne ihre sonst so rege Zunge in Bewegung zu setzen, und wie Loisl als erster die Schwelle überschritt, schrie er halb in freudiger, halb in schreckhafter Überraschung laut auf. War es Teufelspud oder Wahrheit, was er da sah?

„Kommt nur herein, Frohnhofer,“ lächelte aufmunternd der Pfarrer, „das da ist wirklich Eure Mandl und der Herr Sandtner, die Gott für ihre glückliche Rettung danken.“

Da sagte sich der junge Bauer ein Herz, stürmte auf Mandl zu, und ihr warmer Händedruck, das frohe Ausleuchten ihrer Augen überzeugten ihn, daß er sein junges Weib unverfehrt wieder hatte.

„Wie is dös mögli, Hochwürden, wie is dös zunganga?“ stotterte er.

„Ganz natürlich, wie alles in der Welt mit Gottes Hilfe zugeht,“ entgegnete der ehrwürdige Priester.

„Nacha is er wirkli ka Teifi?“

„Wer?“

„Der — der — Höllsakra, der Malefizmala!“

„Frohnhofer, Frohnhofer!“ Der Geistliche hob mahnend die Hand. „Noch immer keine Besserung? — Ihr haltet andere für böse und hättet selbst so viel an Euch zu bessern. Wäre Herr Sandtner das, wofür Ihr ihn anschaut, so hätte er Euch schwerlich Euer junges Weib zurückgebracht.“

„Dös — dös hat er tan?“

„Gewiß — eben war er mit Mandl auf dem Wege von Meinradsöd hierher, als ich den beiden auf meinem Morgen Spaziergang begegnete. Ich nahm die Erschöpften und halb Erfrorenen mit mir, stärkte sie mit einem warmen Frühstück und ließ mir ihr Abenteuer erzählen.“

„Aber mein Ballon, wo sein es, wo?“ rief der zappelige Franzose, den nur das eine zu interessieren schien.

„In Meinradsöd,“ erwiderte der Maler, „wohl befestigt auf der Wiese hinter dem Moosrainer Hof. Dort sind wir heute früh nach einer schlimmen Nacht wohlbehalten gelandet.“

„Ja — habi's Ent denn auskennt mit der Teifisch'n?“ staunte Loisl.

„Zum Glück war ich früher schon einmal mit einem Ballon gefahren und wußte, wie man das Gas ausließ. Sobald der Sturm nachgelassen und wir genügend sahen, öffnete ich das Ventil, und wir gingen rasch zur Erde nieder. Der Moosrainer und seine Knechte, die neugierig herbeikamen, halsen uns, den Ballon unverfehrt zu verlassen.“

„Mon dieu, mon dieu,“ rief der Franzose, „sein das ein Glück, — ich müssen gleich hin, — wo gehen der Weg nach das Ei-raß-ö?“

„Komma S' nur, i zeig's Sahna schon,“ sagte Loisl's Mutter und führte den überglücklichen Lustschiffer auf die Straße hinaus.

Der junge Frohnhofer starrte noch immer ganz fassungslos den Maler an. „Isto seid's wirkli ka Teifi net?“

„Für den Bösen habt Ihr mich gehalten?“ lachte Sandtner laut auf.

„Wie seid Ihr denn nur auf solch dummen Gedanken gekommen?“ fragte der Pfarrer.

„Mei — weil eahm dō Mandl, wo mir immer treu g'wen is, a Bussel geben hat, hab' i denkt, dös geht net mit rechten Dingen zu, und er muß 's Madl verher't hab'n.“

„Ei, ei, — was muß man da hören?“ meinte verwundert der Geistliche.

Mandl wurde blutrot. „Naa, naa, da Mala is ganz unschuldi, wartet's an Augenblick, i lauf schnell auf 'n Frohnhof ummi und bring' den Beweis. Hochwürden muß's aa sehn, daß er nix Schlechtes von mir denkt.“

Der Künstler, der jetzt Loisl's Eifersucht und seine wütende Verfolgung am vergangenen Abend begriff, erzählte, ehe Mandl zurückkam, alles, was zwischen ihm und dem Mädchen vorgefallen war. Als sie dann selbst mit dem wohlgetroffenen Bilde erschien, mußte auch Loisl seine letzten Zweifel fahren lassen.



„Schau,“ sagte die junge Frau, „dös hat da Herr Mala g'macht.“

„Schau,“ sagte die junge Frau, „dös hat da Herr Mala g'macht, und 's Bussel, bei dem du uns verwichst hast, war halt da Lohn dafür. Anders hat er's net tan. Hast dir ja allweil a Bild von mir

gewünscht, und gestern, wann ma heimkomma waaren, hab' i di damit überraschen wollen.“

„Schön is's, schön is,“ staunte Loisl das Bild an, „aba woast, Nandl, du selber bist ma do no lieber.“

„Nun seht Ihr's, Frohnhofer,“ nahm der Geistliche das Wort, „ein Lustballon ist kein Werkzeug des Teufels, und Gott hat sich sogar seiner zu Eurem Besten bedient. Ohne ihn hättet Ihr vielleicht in Eurer blinden Eiferjucht ein Unheil angerichtet und wäret ins Zuchthaus gekommen. Darum legt Euren törichtem Aberglauben ab, und wenn Ihr ein dem Himmel wohlgefälliges Werk tun wollt, so laßt in Zukunft Euer gottloses Fluchen bleiben.“

„Herrgottsakra, Hochwürden, desjell tun i g'wiß nimma, — i hab's abgeschworen, und da schwarz Höllteifi soll mi auf da Stell' holen, wann i —“

„Frohnhofer, besinnt Euch!“ unterbrach ihn der Pfarrer. „Mir scheint, unser Heiland hat auch für Euch gebetet: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Loisl schwieg beschämt. „Höllsarendi,“ dachte er für sich, „s höllische Feuer soll mir die Zung' verbrenna, wann i no amal fluch'.“

„Ein Heiliger werdet Ihr einmal nicht,“ fuhr der Geistliche mit mildem Lächeln fort, „aber wenn Ihr etwas zur Buße für Eure Sünden tun wollt, so stiftet auch ein Scherflein für das neue Altarbild, das Herr Sandtner für unsere Kirche malen will. Der heilige Leonhard hat's längst um unser Vieh verdient, daß wir ihm ein recht schönes Bild machen lassen.“

„Was, Heilige kann er aa malen?“ rief Loisl ganz verwundert, „ja, nacha is er freili ka Teifi, — verzehlt's ma, Herr Mala — und was dös Bild betrifft, da brauch't's net zu sammeln, — i zahl' schon selba all's, weil i nur mei Nandl gesund aus der Luft wieder hab'!“ —

Der Frohnhofer hat Wort gehalten. Seit er mit seinem jungen Weibe auf dem väterlichen Hof haust, ist er ein ganz anderer Mensch geworden. An Teufel, die in der Luft herumfahren, glaubt er nicht mehr. Dafür hat ihm sein junges Weib ein paar kleine, pausbackige Englein beschert, an denen er mit ganzer Liebe hängt. Sogar die Zeitung studiert der Loisl fleißig. Wenn er aber etwas von törichtem Aberglauben liest, verfällt er noch immer in seinen alten Fehler — das Fluchen. —

List über List

oder

Das wandernde Erbe.

Wenn man den personifizierten Geiz ansehen wollte, dürfte man nur zum „roten Glaser“ in der hinteren Gasse kommen, der stellte so was vor. Er wollte essen, aber nur auf anderer Leute Kosten; trinken, wenn er's umsonst haben konnte; rauchen, aber er konnte nur geschenkte Zigarren vertragen. Seine Frau hatte dabei nicht die besten Tage, denn er gönnte

ihr so wenig etwas wie sich selbst. Des Geldes wegen wurde sie geplagt, Woche für Woche und Tag für Tag, und zu essen bekam sie nie satt. Er rechnete ihr so genau alles vor, daß sie nicht einmal eine Priße Schnupftabak ohne sein Wissen hätte kaufen und genießen können.

Und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn sie bei seinem Ableben, das noch dazu erst nach langwieriger Krankheit sich vollzog, nicht so untröstlich war, um so weniger, als er sie während seines Leidens immer mit einem Kapital tröstete, das bei der Räumung der Wohnung finden würde. Er konnte, sagte er, ihr das Versteck angeben, aber es mache ihm mehr Spaß, wenn sie das Geld, das er unter unsäglicher Mühe erworben und erspart habe, suchen müsse. Ganz umsonst dürfe sie auch nicht in dessen Besitz kommen. Habe er sein ganzes, langes Leben schaffen und sparen können, so dürfe sie auch ein paar Tage suchen, das sei nur recht und billig, weiter nichts.

So sagte der alte Filz, und die Frau, die bei ihm nie einen eigenen Willen hatte haben dürfen, gab sich nicht nur zufrieden, sondern war ihm noch dankbar, daß er über das Vorhandensein des Geldes wenigstens eine Andeutung gemacht. Sie würde es, dachte sie, wenn er einmal die Augen geschlossen habe, schon finden.

Der Augenblick, wo er dieses Zeitliche verlassen sollte, rückte näher, das spürte er an der immer mehr zunehmenden Atemnot, am Stechen und Zwicken in der Brust und an der allgemeinen Schwäche immer deutlicher und mehr, und eines Tages sagte er zu seiner Gesponsin: „Marei, es geht bald zu Ende, ich spür's, ich merk's in allen Gliedern, und am nächsten Sonntag hör' ich nimmer läuten, da lieg' ich schon draußen auf dem Friedhof. Damit ich aber etwas weich liegen kann, holst mir jetzt meine ganz alten Hosen, den Leimkittel und andere Lappen und das Nähzeug, daß ich mir daraus ein Kopfstissen mache. Ein Kopfstissen von den Betten mitzunehmen, dauert mich, und auf den Hobelspänen mag ich nicht liegen. Also Schneidere ich mir selbst ein Polster zusammen.“

Dieses Verlangen des alten, launischen Kunden verwunderte die Frau, die seine tausend Mucken während ihres zwanzigjährigen Ehestandes zur Genüge hatte kennen lernen können, nicht im mindesten. Es entsprach ja ganz seinem Geiz und seiner Filzigkeit. Gehorsam, wie immer, erfüllte sie seinen Wunsch. Sie holte ihm die alten, schon zwanzigmal gestickten Hosen, den ledersteifen Leimkittel, eine Partie Lappen und das Nähzeug, und der alte Holzwurm wurde auf dem Todbett noch zum Schneider.

„So,“ sagte der Glaser nach Vollendung der Arbeit, die ihm noch herbe Mühe gemacht hatte, „jetzt ist's fertig, und wenn ich gestorben bin, Marei, legst mir's im Sarg unter den Kopf, versprich mir's,“ und er reichte ihr die Hand hin, damit sie es mit einem Eid bekräftigen sollte.

Sie tat es und hielt auch Wort. Sie gab ihm

das schmutzige Kissen oder Polster mit, nicht allein, weil sie es versprochen hatte, sondern auch und noch mehr, weil es ihr zu seinem schmutzigen Geize, unter dem sie so viel zu leiden gehabt hatte, ganz gut zu passen schien.

Nachher aber, als der Mann begraben war, ging sie auf die Suche nach dem versprochenen Schatz. Sie stöberte um so mehr alle Winkel ihrer Wohnung auf, als der Pfarrer, der Schreiner, der Totengräber und andere sie an Bezahlung der Leichentosten mahnten. Sie schüttelte die Betten und die Kleider aus, sie



„So,“ sagte der Glaser nach vollendeter Arbeit, „jezt ist's fertig.“

wühlte in der Asche, in den Hobelspänen, sie stellte Stiefel und Schlappschuhe auf die Absätze, klopfte an den Wänden, um durch die Verschiedenheit des Tones vielleicht eine Höhlung zu erkunden, kurz, alles und jedes wurde geprüft und untersucht, sogar der Spucknapf nicht vergessen, aber das Geld fand sich nicht.

„Es muß doch irgendwo sein,“ sagte der Totengräber, der der Frau emsig hatte suchen helfen. „Ihr Mann hatte Geld, das weiß ich, und in die Ewigkeit hat er's nicht mitnehmen können.“

„Wie sollte er's auch mitgenommen haben,“ entgegnete die Frau. „Da war er doch viel zu geizig. Hat ihn ja ein ordentliches Kopfpolster gereut. Noch die letzten drei Tage hat er sich ein solches aus alten Lappen zusammengesüßt.“

„Aus alten Lappen?“ fragte der Totengräber, indem es in seinen Augen leuchtete und eigentümlich um die Mundwinkel zuckte, „selbst hat er das alte Kissen gemacht, das Sie ihm in den Sarg legten?“

„Jawohl, er tat es nicht anders,“ entgegnete sie.

„Dann brauchen wir nimmer zu suchen,“ gab er zurück. „Wer so silzig noch auf dem Todbett sein kann, ist zu allem fähig. Er kann das Geld, nur damit niemand etwas davon haben sollte, vergraben haben, aber Gott weiß, wo.“

Er ging und ließ die Frau allein in ihrem Kummer. In der Nacht aber, die diesem Tage folgte, arbeiteten ein Mann und eine Frau an des roten Glasers Grab, und so emsig schaufelten sie den Grund heraus, als ob sie die Arbeit im Afford hätten.

„Wenn's aber umsonst wär,“ sagte die Frau zu dem Mann, „wenn wir umsonst die ganze Nacht arbeiteten, ich wär' nicht sonderlich erbaut davon. Denn ein Spaß ist's justement nicht auf dem Gottesacker mitten in der Nacht, 's ist doch ein wenig gruselig.“

„Für dumme, abergläubische Leute ja, für unsere einen nicht. Die da unten liegen, bleiben drunten, bis man sie wieder herausnimmt; habe schon manchen hinein- und herausgeschaufelt, und noch kein einziger hat Einspruch dagegen erhoben, und wenn ich die Schädel und Knochen noch so unglimpflich herumwarf. Fürcht dich doch nicht, Mutter, und schaff, damit wir auf des roten Glasers Sarg kommen.“

Die „Mutter“, durch diesen Zuspruch ermutigt, arbeitete wieder weiter mit dem Manne, und nach Verfluß einer Stunde hatten sie des roten Glasers Sarg bloßgelegt. Der Mann riß den Deckel auf, hob des Toten Kopf in die Höhe und nahm ihm sein altes, schmutziges Polster.

„So,“ sagte er, als er aus der Grube kam, „so, Mutter, die Hauptsache ist getan, jezt nur tapfer geschaufelt, daß wir fertig werden. Das Zumachen geht alleweil rascher als das Aufmachen,“ und er und die Frau waren wieder tüchtig bei der Arbeit, und nach einer halben Stunde lag des roten Glasers Grab wieder friedlich und ruhig wie das seiner Nachbarn.

Der Mann und die Frau aber pilgerten heimwärts, er das Kopfpolster unter dem Arm, sie die Blendlaterne in Händen.

Ganz am Ende des Dorfes lag eine alte Hütte, grau und brüchig, von Dornen und Ginstern eingehegt und einer Räuberspelunke nicht unähnlich. Diese schloß das edle Paar auf, um in deren Räumen zu verschwinden.

Kaum hatten sie die Türe von innen verriegelt, da ging der Mann fieberhaft über das dem Grab entnommene Kopfpolster her und trennte sorgfältig mit einem Federmesser die Nähte auf, welche die alten Lappen zusammenhielten.

Auf einmal blickte es in seinen Augen auf, und: „Schau, Mutter,“ sagte er, „daß unsere Nachtarbeit nicht umsonst war. Siehst du diese Bankscheine, die der silzige Glaser in das Polster eingenäht und mitgenommen hat ins Grab,“ und er zog 2600 Gulden heraus. „Dachte es gleich, als die Glaserin mir von dem alten Kopfpolster sprach, das der alte Gauner sich noch kurz vor seinem Tode selbst verfertigte, obwohl er fast nicht mehr schnaufen konnte, daß er da etwas Besonderes hineingetan haben müsse. Dafür habe ich ihn zu gut gekannt. Wir haben einen guten Fund gemacht und können uns nun gute Tage machen, aber zu auffällig darf es nicht geschehen, wenn die Leute nicht Verdacht schöpfen sollten. Jedenfalls darf

von diesen Hundertguldenscheinen hier im Orte keiner gewechselt werden, man weiß ja, daß wir arm wie Kirchenmäuse sind und solche Bankscheine in unserer Wirtschaft nicht aufkommen können."

"Und auch diese sollen nicht lange drin bleiben in deiner Wirtschaft, Totengräber verfluchter, der du Nachts die Gräber aufmachst und die Toten beraubst," sagte zu sich selbst ein wild aussehender junger Mann von zirka dreißig Jahren, der seines Zeichens Korbmacher, Scherenschleifer und Schirmslicker war, ein sehr ungebundenes Leben führte, oft ganze Nächte herumlungerte und insolgebeßsen auch den Totengräber mit seiner Frau aus dem Friedhof hatte kommen sehen, von wo aus er dann dem edlen Paar in erforderlicher Entfernung bis zur Wohnung nachgeschlichen war und dasselbe durch die Fensterscheiben und zerrissenen Vorhänge beobachtet und ausgehört hatte.

Item, der Totengräber erhielt andern Tages einen Brief, worin er zu einem Besuch bei einem sehr entfernt wohnenden Verwandten eingeladen wurde. Zu andern Zeiten und unter andern Umständen würde er diesem Ruf aus der Ferne keine Folge gegeben haben. Momentan aber waren die Leute im Dorfe so gesund, daß auf einen demnächstigen Todesfall, der seine Anwesenheit nötig machte, nicht zu rechnen war, also konnte er abkommen, und die Mittel zur Reise besaß er nun ja, also reiste er ab, um sich in der Fremde frei und offen gütlich zu tun, was ihm daheim nicht erlaubt war.



„Wir haben einen guten Fund gemacht und können uns nun gute Tage machen.“

„Adieu, Mutter," sagte er beim Gehen zu seiner Frau, „hüt brav, bis ich wieder komm', und besonders die kostbaren Bankscheine halte gut in Verwahrung und lasse ja niemanden etwas sehen davon, sonst sind wir beide pettschirt!"

Die Mutter versprach's, gab dem Manne die Hand und einen Abschiedskuß, und soweit war denn alles gut. —

Als die Totengräberin aber Nachts zwischen elf und zwölf Uhr im Bette lag und an nichts Böses dachte, da ging unter furchtbarem Getrache die Türe



„Gib mir mein Geld wieder, das du mir aus dem Grabe gestohlen hast.“

auf, eine Gestalt mit glühendem Angesicht, schneeweißem langem Gewande wurde unter einer Wolke von schwefeligem Rauch und Dampf im Rahmen derselben sichtbar, ging langsam und feierlich auf die Totengräberin hin und sagte mit tiefer Stimme: „Gib mir mein Geld, das du mir aus dem Grabe gestohlen hast, oder du bist noch in dieser Minute ein Kind des Todes und stehst vor dem himmlischen Richter, um über deine Nachsichtigkeit dich zu verantworten. Schnell, oder die Geisterstunde, die erste und die letzte, die mir zu einer Warnung an dich gewährt ist, läuft ab und damit, wenn du das gestohlene Gut nicht herausgibst, auch deine Lebensuhr. Merke: Gott läßt seiner nicht spotten, und die Veraubung der Toten wird mit ewiger Hölle bestraft.“

Der Totengräberin stand der Angstschweiß auf der Stirne, eiskalt ging es ihr über den Rücken, das Herz klopfte hörbar, und mit angsterfüllter Stimme sagte sie, indem sie sich betrauerte: „Alli guete Geister.“ „Loben ihren Meister," entgegnete die Gestalt, „das Geld, Totengräberin, oder —“ der Geist zog ein blitzendes Messer aus der Tasche.

Sie würde es gerne geben, sagte sie, aber das Aufstehen sei ihr unmöglich, der Schreck liege ihr in allen Gliedern, sie könne mit dem besten Willen nicht aus dem Bett.

„Wo ist das Geld?" fragte der Geist.

„Im Eckhänsterli, im oberste Fach, und do in mim Rock isch der Schlüssel derzue,“ sagte die Frau unter Zittern und Beben.

Der Geist hatte ein Einsehen mit der Schwäche des erschreckten Weibes, er entnahm der Rocktasche den Schlüssel, öffnete das Eckhänsterle, und nahm die Bankscheine, vierundzwanzig an der Zahl, um alsbald ohne Gruß und Adieu zu verschwinden.

Die Totengräbersfrau aber machte nach seinem Abgang wieder drei Kreuze, und: „Heiligi Mueter Gottis, was isch des gsi?“ kam es über ihre bebenden Lippen.

Eine Viertelstunde nach dieser Sputzgeschichte klopfte es am anderen Ende des Dorfes an einer ebenso brüchigen Hütte, wie die des Totengräbers eine war, an die Fensterscheiben, und eine Stimme rief hinein: „He, Schuster, mach auf, es lohnt sich!“

Alsobald wurde drinnen Licht gemacht, eine wüste, schmutzige Gestalt mit wüst zerzausten Haaren, nur mit Hemd und Hoje bekleidet, wankte durch die niedere, schmutzige Stube, öffnete das Fenster und fragte: „Wer ist da, wer stört mich zu nachtschlafender Zeit?“

„Ich bin's, der Korber ist's, dein Freund. Mach nur auf, es lohnt sich, wie ich schon sagte.“

Der Schuster willfahrte dieser Bitte, und eine Minute später saßen die beiden „Freunde“, die schon so manchen Gaunerstreich miteinander verübt hatten, in der kleinen, schmutzigen, nur von einem kleinen Klämpchen erleuchteten Stube einander gegenüber.

„Wo kommst du her so spät?“ sagte der Schuster. „Du siehst ja aus wie der Teufel selber mit deinem verrückten Gesicht und dem hunschartigen Hemd. Hätte ich dich nicht gestern Abend noch bei gesunden Sinnen gesehen, würde ich schon glauben, du siehest dem Narrenhaus entsprungen?“

„Und bin doch nichts weniger als verrückt,“ entgegnete der Korber, „aber den »Geist« habe ich heute Nacht g'spielt, gegeistert hab' ich, und 's hat was eingetragen, Schuster, kannst's glauben.“

„So, wo und wie?“ fragte der Schuster.

„Nun, 's ist eine spaßige G'schicht, und sie zeigt, wie der Zufall einem z' Hilf' kommen kann, wenn man in der Not ist. Vor einigen Tagen war ich, wie schon oft, drinnen im Städtle in der »Meertaz«, und Wein und Bier schmeckten nicht übel. Den ganzen Nachmittag saß ich dort. Weil mir aber gegen Abend die Moneten so ziemlich am Ausgehen waren, versuchte ich's mit dem Kartenspielen. Aber der lange Schreiner, den ich abbiegen wollte, ist ein Raib: er nahm mir all mein Geld ab, und so war ich nicht g'rade in bester Laune, als ich Nachts um elf Uhr mich auf den Heimweg begab. Wie ich nun an den Gottesacker kam, an dem mein Weg vorüberführte, sah ich alsbald eine Frau und einen Mann herauskommen, und wie ich genauer hinschau', sind's der Totengräber und sein Weib selbst. Die müssen was B'sonderes da drin z' tun g'habt haben, dachte ich und schlich ihnen nach, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Durch die Fensterscheiben ihrer Hütte habe

ich dann g'sehen, wie sie aus einem alten Kissen, das sie aus des roten Glasers Grab geholt hatten, ziemlich viel Bankscheine nahmen. Daß ich darnach Lust kriegt hab', wirst einsehen; aber dem Totengräber, dacht' ich weiter, ist so leicht nicht beizukommen. Er ist außerg'wöhnlich bei Kräften, fürchtet Gott, die Heiligen und Unheiligen nicht und würde sich am Ende gegen den Teufel und die Hölle selber stellen. Aber wo die Kraft nicht ausreicht, sagte mir 'mal der alte Zieglermathis, Gott hab' ihn selig, könne noch die List helfen. Und so bin ich denn abg'reist nach B., wo, wie ich wußte, der Totengräber eine verheiratete Schwester hat. Von dort aus schickte ich dann dem Gauner per Post eine Einladung zum Besuch der Schwester, natürlich unter deren Namen. Und als dann meine Vermutung, daß er dieser Einladung bald folgen werde, sich richtig erwies, als er fort war daheim, machte ich seinem Weibe zur Nachtzeit einen Besuch als Gespenst, weil ich es mit keiner Gewalttat versuchen wollte. Die Frau hat gezittert wie Espenlaub, sich ein- über das anderemal bekreuzt und mir schließlich aus Todesangst den Schlüssel zum Geldspind gegeben, und so bin ich ungeschlagen in den Besitz des Geldes gekommen. Vierundzwanzig-hundert Gulden sind's, das gibt Schoppen!“

„Da wollen wir gleich einen trinken,“ entgegnete der Schuster. „Habe grade heut Mittag eine Flasche Kirschwasser, selbstgebranntes, vom Schneiderbauern bekommen. Natürlich mußte ich ihm ein paar Schuhe sohlen dafür. Aber es soll mich nicht reuen,“ sagte er, indem er seinem Freund ein großes Glas voll einschenkte und unter den Worten: „Prost, Bruder!“ mit ihm anstieß.

So tranken die beiden bis Morgens um acht Uhr, wenigstens der Korber trant; der Schuster stellte sich nur so, blieb daher völlig nüchtern, während der Korber längst nicht mehr bei Sinnen war. Er lag auf der Ofenbank und schlief den Schlaf des Gerechten, wenn man bei solchem Gauner so sagen kann. Als er aber am Morgen erwachte, griff er zuerst nach seiner Rocktasche, um sich von dem Vorhandensein seiner Bankscheine zu überzeugen. Sie waren aber nicht mehr da. Wie sehr er seine Taschen untersuchte und die Kleider wendete, Schmutz, alte Knöpfe und anderes wertloses Zeug fiel zur Genüge heraus, aber Bankscheine keine.

„Du hast mich bestohlen, Schuster!“ schrie er nach Überwindung des ersten Schreckens. „Du bist ein Schuft!“

„Weil du vor jeher mein Freund warst,“ sagte der Schuster, „will ich's annehmen. Einem andern schlüg' ich sofort den Dreibeinigen aufs Dach, daß er für immer genug hätte. Ehe du mich beschimpfst, mach deine Augen besser auf. Schau doch unter den Tisch, die Raib' macht sich mit Papierseken zu schaffen, ob es deine Banknoten sind, weiß ich nicht.“

Der Korber sprang auf, hob der Fesken einen auf, und: „Bei Gott, ja, das elende Tier hat einen der Bankscheine zerrissen. Wie die Raib' aber dazu kam und wo die andern sind, ist mir ein Rätsel.“

„Wo sie die andern Scheine hingebracht,“ sagte der Schuster, „weiß ich auch nicht. Wie sie dazu kam, ist mir aber kein Rätsel. Du wirst gestern in deinem Duse! die kostbaren Dinger herausgeschmissen haben aus der Tasche. Also durch deine Unachtsamkeit bist um dein' Sach' gekommen und dabei hast mich Dieb genannt. Ich danke.“

Der Korber kannte seinen Freund, er wußte ganz gut, daß er die andern dreißig Scheine an sich genommen und der Kasse, um den Verdacht von sich abzulenken, einen zum Spielen und Zerreißen vorgeworfen hatte.

„Schuster,“ sagte er daher, „es tut mir leid um das Geld und ich bin wirklich froh, daß ich gestern Nacht nicht alles mitgebracht habe, sonst wär' ich jetzt wieder so arm als vorher. Aber weißt, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Und so hab' ich denn von den 12000 Gulden, die ich der Totengräberin abnahm, gestern Abend nur 2400 mitgebracht. Hab' denk', es werde uns eine Weile reichen, und nachher könnten wir immer noch an das andere.“

So sagte mit feiner Berechnung der Korber, und es dauerte nicht lange, so kam der Schuster, der lieber 12000 Gulden mit dem Korber teilen, als 2300 allein haben wollte, unter scheinbarer Erregung aus der Küche, wohin er unter dem Vorgeben, daß er Feuer machen müsse, gegangen war, zurück und sagte, indem er dem Korber die abhanden gekommenen Scheine hinhielt: „Da hast dein Geld wieder! Danke Gott, daß ich gerade in die Küche ging, sonst wär' es für immer verloren gewesen. Der kleine Spitzer, der sie wahrscheinlich, die Geldscheine nämlich, in die Küche schleifte, wollte gerade zur Hintertüre hinaus damit, und dann wären sie nicht mehr unter deine Augen gekommen.“

„Und wenn ich nicht so klug gewesen wäre und dich auf den Leim geführt hätte,“ sagte der Korber, „auch nicht. Ob du mir das Geld gestohlen oder nicht, ist mir nun einerlei, ich habe es wieder und behalte es und du bekommst keinen Kreuzer mehr von mir; denn außer diesem hab' ich keines. Und wenn du etwas davon verlauten läßt, nun ja, dann werde ich's dem Gericht auch nicht länger mehr verhehlen, daß wir schon zweimal miteinander eingebrochen haben. Komme ich ins Loch, so mußt du auch mit. Also überleg, was für dich besser ist: reden oder schweigen.“

Der Schuster ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut, er knirschte mit den Zähnen, aber er schwieg. Der Korber aber konnte seines Reichthums sich auch nicht lange freuen. Schon zwei Tage nachher wurde er im Städtchen seines großen Aufwandes wegen auffällig, verhaftet und eingesteckt und man gab ihm zu verstehen, daß er so lange sitzen müsse, bis er über die Herkunft seines Geldes Bescheid zu geben willens sei.

Er sträubte sich anfangs gewaltig. Aber als er sah, daß die Polizei sich nicht so leicht was vormachen ließ, wie sein Freund, der Schuster, und die Totengräberin, gab er nach, beichtete und bekannte, und das um so eher, als die Gefängnislohn ihm ganz und gar nicht munden wollte.

Er erhielt eine mäßige Strafe für's „Gespenstern“, der Totengräber und seine Frau aber wurden wegen Leichenberaubung sehr empfindlich gebüßt, ihres Amtes enthoben und die alte Glaserin endlich auf so vielen Umwegen in ihr Erbe eingesetzt, soweit es nicht verjübelt war.

Ist auch nicht sein.

Dies Haus ist mein
Und auch nicht mein.
Wer nach mir kommt,
Ist auch nicht sein.

So hatte ein grüblerischer Bauer in herber Philosophie an den Giebel seines neuen Hauses geschrieben. Und da stand der besinnliche Spruch jahrhundertelang, wenig gelesen von den Vorübergehenden, wenig beachtet von den Inwohnern: man war's gewohnt, und Gewohnheit stumpft ab. Man wandelte ja auch Sonntag für Sonntag über Gräber auf dem Kirchhof in die Kirche, sang kräftig und fröhlich mit: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, und dachte doch nicht an den Tod, man ging alle Tage vorbei am Gemeindehaus, wo der „Gewahrjam“ war, und dachte nicht, daß hinter dem eisernen Gitter einmal jemand anders sitzen könne, als ein aufgegriffener Bagabund.

Aber es kam einmal die Zeit, wo im Dorf der anzügliche Reim gelesen und beachtet wurde, nicht von denen drinnen, sondern von den anderen Leuten, und das war, als die Schrift sich änderte, verblaßte und sich verunstaltete. Die erste Zeile war jetzt fast nicht mehr zu lesen, und die zweite später schier nicht mehr zu verstehen. Denn der Dachkännel über dem Giebel wurde schadhaft und nicht mehr ausgebessert, so daß der Regen durchschlug und die Tropfen bald die oberen Buchstaben wegschwemmten und die in der zweiten Reihe verzerrten. „Dies Haus ist mein“ — nur wer es von früher kannte, wußte, was ehemals da gestanden war. „Und auch nicht mein“ — die Nachbarn schauten auf die wunderlichen Figuren da oben, verzogen den Mund, schüttelten die Köpfe, lächelten oder spotteten. „Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,“ sangen die Kinder auf der Gasse, „ist der Mann auch noch so fleißig, und die Frau ist liederlich, so geht alles hinter sich.“ Der Mann war zwar nicht fleißig, er ging lieber mit der Flinte auf die Jagd als mit dem Knecht ins Feld, schlug im „Strauß“ lieber mit den Karten auf den Tisch als mit dem Flegel auf die Tenne. Die Frau war auch nicht liederlich, Gott bewahre: eine stattliche Frau, eine respectable Frau, die sich gar stolz trug am Sonntag und Werktag, und kückeln konnte sie und bäckeln — keine im Dorf verstand es so, nicht einmal die Adlerwirtin, die es doch in der Stadt gelernt hatte, in der „Kette“. Und der Bub, der einzige Sohn des stattlichen Kirchbauern — wer tanzte flotter, wer war splendor auf der Kirchweih, wer warf größere Geldstücke in die Wasche an der Erntegans? Aber es ging doch alles „hinter sich“. Der „Bub“ trug die Frucht fort vom Speicher, die Frau trug Butter und

Sier fort zum Krämer, der Mann verspielte sein Geld beim Straußwirt und verpuffte sein Gut bei „Mutter Grün“. Tropfen waren es, aber viele und immer wiederkehrende, die schwemmen die Schrift fort: „Das Haus ist mein.“ Und darunter nahmen die andern Buchstaben gar wunderliche Gestalten an, wie boshafte Kobolde und häßliche Teufelchen, die sicherten: „Und auch nicht mein.“

„Wer nach mir kommt?“ Man wußte es auch im Dorf. Nicht der „Bub“, der „Einzige“, der Erbprinz. Der hätte bald den Eltern das Haus über dem Kopf davongetragen oder verpfändet. Der hatte es mit vielen Mädchen, aber heiraten wollte ihn keine, das heißt keine, die Geld und Gut hatte. Und der Vater mußte den „Buben“ trotz dem Jammern der Mutter nach Amerika spedieren, damit er nicht noch mehr Schulden und Schande auf das Haus häuften. Nein, der nach dem Kirchbauer kam, das war der Straußwirt. Während am Siebel des Kirchberghofes das Wort verschwand, erschien es in dem Schuldbuch des Straußjörgs: „Dies Haus ist mein.“ Da ließ sich ja ein ganz ansehnliches Wirtshaus aufrichten in dem stattlichen Bauernhof, ganz anders als in dem winckligen Straußenhäuslein; dann konnte der Straußjörg dem Adlerwirt Konkurrenz machen und ihn überflügeln, denn er war gescheiter und schlauer wie „die ganze Adlererschaft“; Kochen lernen mußte seine Bärbel schon jetzt, und zwar im „Deutschen Hof“. Die Post mußte er auch haben; denn im Schreiben war der Straußjörg dem Adlerwirt zweimal voraus.

Ein halbes Jahr mochte der „Bub“ fort sein, da kam ein Brief an, den der Hausknecht vom „Adler“ in die Kirchgasse trug. Das ganze Dorf war gespannt, was der Kirchbauern-Wilm aus Amerika geschrieben habe. Und die Leute durften auch neugierig sein, es war etwas Wertwürdiges, aber nichts Gutes. Die Kirchbauernin muß sehr darüber erschrocken sein und, um ihren Schmerz zu betäuben, noch stärker aus der Likörflasche, die sie „Magentropfen“ nannte, genippt haben. Denn in der Nacht wurde der Doktor geholt und am andern Morgen war sie tot, vom Schlag gerührt.

Als ob der Straußwirt nur auf diesen Tod gewartet hätte, rückte er jetzt mit seinen Schuldscheinen vor. Es kam zwischen den beiden Kumpanen, dem Straußjörg und dem Kirchbauern, zu einer furchtbaren Auseinandersetzung; die zwei Freunde waren jetzt Todfeinde. Das Ding ging seinen Gang. Der Kirchberghof kam zur Versteigerung; die Äcker, Wiesen, Weinberge und Wälder waren schon dem Straußwirt verschrieben. Niemand wagte, auf das schöne Anwesen zu bieten, denn man wußte, der Straußjörg nehme es unter allen Bedingungen, und wirklich gute Freunde, die ihm beigestanden und den Straußjörg „hineingesteigert“ hätten, hatte der hochmütige Kirchbauer nicht. So kam der stattliche Hof „um einen Trümpel“ weg, und dem stolzen Kirchberghauern blieb nichts als das Armenhäuslein.

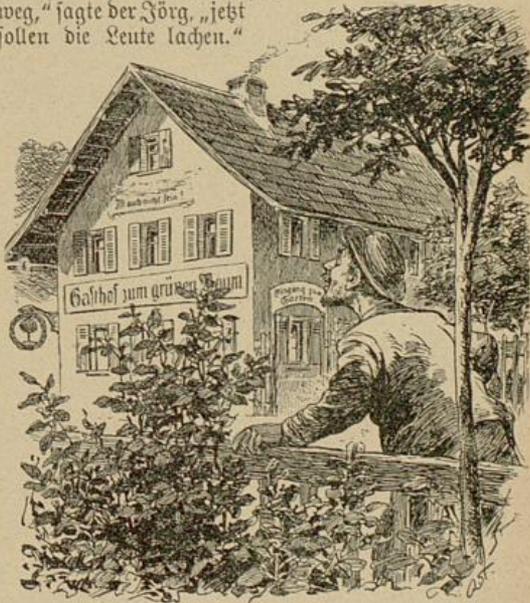
Hinaus zog der Bauer aus dem Kirchberghof — er mußte es; an einem Freitag wurden ihm die paar

Sachen, die man ihm gelassen hatte, auf die Gasse gestellt. Aber da ließ er sie stehen und ins Armenhäuslein zog er nicht; er streifte draußen im Wald umher mit der Büchse, und wer dem armen Mann begegnete und ins verfürte Antlitz sah, dachte, er werde sich ein Leid antun oder auch, wenigstens vorher, dem Straußjörg. Denn die Flinte war nicht versteigert worden; die hatte der Jägdler versteckt gehabt.

Der Straußjörg zog am Samstag triumphierend ein; ein neues Schild hatte er malen lassen, nicht mehr einen simplen Strauß, sondern einen schönen grünen Baum, wie es paßte zu dem stattlichen Haus. Er wurde an der Ecke befestigt und der Jörg ging um das Haus herum, zu prüfen, wie der neue Schild sich ausnähme. Da fiel sein Blick auf den verhänglichen Spruch am Siebel. Dort konnte man noch lesen:

„Wer nach mir kommt,
Ist auch nicht sein.“

Jörg machte ein sehr böses Gesicht, zumal da er merkte, daß die Nachbarn die Schrift jetzt auch lasen und spöttisch die Mienen verzogen. „Wartet nur,“ dachte er. In der Nacht, es war stockfinster, beugte sich jemand aus der Siebelluke heraus und strich mit einem Pinsel darunter her über den anzüglichen Hauspruch. „So jetzt ist's weg,“ sagte der Jörg, „jetzt sollen die Leute lachen.“



Während der Kirche strich aber auch eine unheimliche Gestalt um den Kirchberghof.

Aber die Leute lachten doch, als sie am andern Morgen die Kirchgasse hinauf in die Kirche gingen, und erst recht. Denn da lasen sie jetzt nichts als den Vers:

„Ist auch nicht sein.“

Der Pinsel hatte nicht tief genug hinunter gereicht! Während der Kirche strich aber auch eine unheimliche Gestalt um den Kirchberghof und schaute ver-

dächtig nach dem veränderten Anwesen. Auf einmal aber, als er die zurückgebliebene Inschrift erblickte, ging eine wilde Freude über das Gesicht des ehemaligen Kirchbergbauern. Und er verschwand aus der Gasse.

Am Sonntag Nachmittag war eine große Gesellschaft im „Grünen Baum“; denn die Leute waren neugierig, wie das neue Wirtshaus sich ausnehme. Der Jörg schmunzelte, zählte am Abend die reiche Einnahme und legte sie vergnügt in den braunen Kasten zu den Kaufbriefen, Banknoten und Schuldscheinen. Kaum konnte er schlafen vor allerlei schönen Plänen, denen noch schönere Träume folgten. Richtig, glänzend erschien ihm darin alles, sein grüner Baum, die Kirchgasse, das Dorf, die ganze Welt.

Aber früh wurde er aufgeweckt aus seinem leichten Schlaf. Geschrei, Glockenläuten, Feuer ringsum. Was war das? Stand die Welt in Brand? Die Welt nicht, aber sein Haus. Helle lichte Flammen leuchteten ihm überall entgegen, wohin er blickte. Die gefüllte Scheune loderte hell auf, das Zimmer flammte, der Geldschrank brannte, schon fakte das Bett Feuer. Im Hemd, verjengt am Haar, verbrannt an Händen und Füßen stürzte der Jörg hinaus in den Hof. Drunten stand die Bärbel, die Knechte und Mägde, notdürftig gekleidet. Das Vieh brüllte, kaum konnte es gerettet werden. Die Nachbarn schrieten, Kinder heulten, und keine Rettung, keine Hilfe, keine Feuerspritze. Endlich kam sie, kamen Leute, wurde eine Kette gebildet. Aber nicht auf sein Anwesen richteten sie die Wasserstrahlen, das war verloren, rettungslos vernichtet, sondern auf die Nachbarhäuser. Mit Mühe wurden diese gerettet. Aber der Grüne Baum, der ehemalige Kirchberghof, war eine brennende, rauchende Ruine, verbrannt der Geldschrank mit allen Papieren, verbrannt das neue kostspielige Mobiliar, verbrannt Korn und Heu in Speicher und Scheune. Der neugemalte Schild stürzte herunter und zerbrach; die Giebelwand mit dem verhängnisvollen Spruch war ganz geschwärzt, der Keim war überflüssig jetzt, wo er Wirklichkeit geworden war: „Ist auch nicht sein.“

„Der Kirchbergbauer!“ zischte wütend der Straußjörg. „Der Kirchbergbauer!“ murmelten auch die andern Leute. „Ins Armenhaus hat er nicht gewollt, ins Zuchthaus muß er jetzt,“ schrie der Jörg. „Dort hat er's besser,“ jagten die Leute, „und braucht sich nicht zu schämen im Dorf.“

Aber der ehemalige Kirchbergbauer kam nicht ins Zuchthaus, sondern ins Irrenhaus. Da war er fröhlicher, als er sein ganzes Leben gewesen war. Vergnügt stand er am Ofen und sang das Kinderlied, das die Hüterbuben im Herbst anstimmen, wenn sie Feuer anmachen, um darin gestoppelte Äpfel und Kartoffeln zu braten: „Feuerle, Feuerle brenn!“ Und wenn das Feuer abgebrannt war, schaute er den schwarzen Ofen an, klatschte in die Hände und sagte vor sich hin: „Ist auch nicht sein.“

Ein falscher Banknotenfälscher.

Kommt da eines Tages ein wohlgekleideter junger Mann in den Laden des Schneidermeisters Kilian Meck in der Friedrichsstraße und fragt, ob hier nicht ein möbliertes Zimmer zu vermieten sei. „Zawohl,“ erwidert der Meister, „wollt Ihr's mieten?“ „Wenn's nicht zu teuer ist,“ meinte der Fremde, „und mir sonst gefällt, hätt' ich wohl Lust dazu.“ „Nun, Sie können's gleich besichtigen,“ sagte der Meister und führte den fremden Herrn in eine kleine Kammer, die hinter seiner Werkstätte lag. Diese fand das Wohlgefallen des Unbekannten, und nach kurzer Wechselrede wurde man auch über den Preis einig. „Wenn's Ihnen paßt,“ sagte der seine Herr, „so will ich gleich morgen einziehen. Ich habe einen ziemlich großen Koffer im Gasthaus »zum Greifen.«“

„Den können meine zwei Lehrbuben herübertragen,“ unterbrach ihn Herr Meck, und der andere war's zufrieden.

„Noch eins!“ sprach der neue Mieter, „ich heiße Peter Zeißig, und möchte in meinem Zimmer den ganzen Tag ungestört sein.“

„Wenn's sonst nichts ist,“ versetzte der Meister, „bei mir sollen Sie von niemanden gestört werden. Wir sind den ganzen lieben Tag selber so beschäftigt, daß wir gar keine Zeit haben, jemanden in der Arbeit zu stören.“ Damit war der Handel abgemacht.

Am nächsten Morgen bezog Herr Peter Zeißig sein neues Logis, nachdem die beiden Schneiderjungen mit großer Mühe den schweren Koffer herbeigeschleppt hatten, der mutmaßlich die Habseligkeiten des Zimmerherrn enthielt. Dieser schloß sich sofort in sein Zimmerchen ein und kam auch zur Mittagszeit nicht zum Vorschein. Er hatte die Vorhänge der Fenster sorgfältig verschlossen, und als die Meisterin neugierig durchs Schlüsselloch in das Kämmerchen blicken wollte, konnte sie nichts sehen, da es Herr Zeißig verstopft hatte.

„Die Sache ist mir verdächtig,“ sagte die Frau, „warum verläßt denn der Mann auch zur Mittagszeit sein Zimmer nicht? Er muß doch essen, wie jeder andere Mensch.“

„Hm!“ entgegnete der Meister, „wahrscheinlich ist er so in die Arbeit vertieft, daß er gar nicht ans Essen denkt.“

Auch zur Besperzeit rührte sich nichts im Zimmer. Da sagte die Frau zu ihrem Mann: „Wenn er nur nicht gar etwa ein Anarchist ist, der heimlich Dynamitbomben fabriziert. Da könnten wir in eine schöne Wäsche kommen.“

„Was geht das uns an?“ brummte Herr Meck. „So? Das ginge uns nichts an?“ freischte die Meisterin, „und ging's uns auch dann nichts an, wenn per Zufall eine Bombe explodierte und das ganze Haus in die Luft flöge?“

„Na, na,“ versetzte der Mann, „so arg wird's wohl nicht sein. Er sieht auch nicht so aus, als wenn er ein Meuchelmörder wäre.“

Indes schien ihm die Sache selbst nicht ganz geheuer. Darum sagte er zu seinem Weib: „Wenn er

Herauskommt, will ich ihn ins Gebet nehmen und ihn geradezu um Aufklärung über sein sonderbares Gebaren angehen."

Um die achte Abendstunde wurde endlich die Tür geöffnet. Herr Zeisig trat auf die Meisterin zu, reichte ihr einen Fünfmarkschein und sagte: „Möchten Sie nicht die Güte haben, mir aus dem Gasthaus ein Nachtmahl holen zu lassen. Ich pflege immer nur Abends zu essen, da ich früher keine Zeit dazu habe; aber dann esse ich um so gründlicher.“

Die Frau ließ einen tüchtigen Imbiß holen und gab dann dem Herrn Zeisig den Rest der gewechselten Banknote. Als dieser mit dem Essen fertig war, trat der Schneidermeister in das Kämmerlein und sagte: „Wertester Herr Zeisig! Sie werden schon entschuldigen, aber Ihr Benehmen kommt mir sehr verdächtig vor. Sagen Sie mir offen, was Sie den ganzen Tag über machen, sonst kann ich Sie nicht behalten.“

Herr Zeisig blickte den Schneider scharf an und sagte dann: „Herr Meister! Eigentlich geht es Sie nichts an, womit ich mich beschäftige; aber wenn Sie mir schwören, daß Sie reinen Mund halten, so will ich Ihnen mein Geheimnis verraten.“

Herr Meck, der vor Begierde brannte, das Geheimnis zu erfahren, schwor bei seinem Seelenheil und bei allen Heiligen, daß er so verschwiegen wie das Grab sein wolle.

„Nun denn,“ sagte Herr Zeisig halblaut, „ich mache falsche Banknoten.“

„Sie belieben wohl zu scherzen?“ schrie der erschrockene Schneider.

„Durchaus nicht, und der Fünfmarschein, den Ihre Frau vorhin wechseln ließ, war auch falsch. Ich habe heute den ganzen Tag daran gearbeitet.“

„S, da soll ja gleich das Donnerwetter dreinschlagen!“ rief jetzt Herr Meck, „da muß ich Sie sofort der Polizei anzeigen.“

„Das werden Sie wohl bleiben lassen,“ sprach Herr Zeisig gelassen, „denn erstens haben Sie mir geschworen, nichts zu verraten, und dann würden Sie Ihre Ehehälfte, die den falschen Fünfmarschein ausgegeben hat, mit in die Patsche bringen.“ Dem guten Schneider trat der Angstschweiß auf die Stirn.

„Seien Sie vernünftig,“ sagte Herr Zeisig, indem er dem zitternden Meister auf die Achsel klopfte, „ich mache die Banknoten so gut, daß sie den echten mehr ähnlich sehen wie ein Ei dem andern; und wenn Sie mein Geheimnis bewahren, so will ich mit Ihnen Halbpant machen. Hier sind gleich die dritthalb Mark als Anteil an dem Fünfmarschein, den Ihre Frau wechseln ließ.“ Mit diesen Worten schob er dem verdutzten Schneider mehrere Geldstücke in die Rocktasche.

„Na, wenn Sie die Bankscheine so gut nachmachen können,“ stotterte Herr Meck, „daß sie kein Mensch kennt, so will ich meinetwegen mit Ihnen in Kompagnie gehen. Aber sagen Sie mir, Herr, warum machen Sie denn nicht lieber größere Noten? Es kann Ihnen ja keine größere Mühe machen, wenn

Sie einen Fünzig- oder Hundertmarkschein machen, anstatt eine lumpige Fünfmarsnote.“

„Das würde ich wohl tun,“ antwortete Herr Zeisig, „aber ich habe keinen größeren Schein. Ich muß doch eine echte Hundertmarsnote haben, wenn ich sie nachmachen soll.“

„Wenn's sonst nichts ist,“ sagte der Meister, „die sollen Sie gleich haben.“ Dann rannte er in seine



„Da ist ein Fünzigmarschein und hier ein Hundertmarschein.“

Wohnstube und kam mit zwei Banknoten in der Hand zurück.

„Da ist ein Fünzigmarschein und hier ein Hundertmarschein. Welchen wollen Sie?“

„Na, lassen Sie nur beide hier. Ich will sehen, welcher sich leichter nachahmen läßt. In zwei Tagen hoffe ich damit fertig zu sein.“

Am nächsten Vormittag blieb es wieder mäuschenstill in der verschlossenen Kammer. Erst gegen Mittag kam Herr Zeisig heraus und sagte sehr leise zu seinem stillen Gesellschafter: „Ich brauche zu der größeren Banknote noch eine Farbe, die mir fehlt. Ich gehe schnell in eine Farbenhandlung, um sie zu holen.“

Mit diesen Worten verließ er das Haus und kam nicht wieder. Man wartete zwei, drei Tage, und als er auch am vierten Tag nicht kam, entschloß man sich, den gewichtigen Koffer zu öffnen, in dem sich wahrscheinlich die Falschmünzrequisiten befanden. Es war aber nichts darin als Sand und Ziegelsteine. Da man auch sonst nirgends eine Spur von Zeichenrequisiten fand, ging endlich dem Schneider ein Licht auf und er sagte zu seiner Frau: „Der Kerl hat wohl gar keine Banknoten gemacht und dir einen echten Fünfmarschein zum Wechseln gegeben.“

Dann zog er seinen Sonntagsrock an und sagte: „Jetzt geh' ich zur Polizei, um den Halunken anzuzeigen.“

Er war schon an der Tür, da hielt ihn seine kluge Frau zurück und sagte: „Was fällt dir ein? Wenn sie den Spitzbuben kriegen und er sagt aus, daß du

ihm die Banknoten gegeben hast, damit er sie nachmachen solle, dann kommst du ja selber mit ins Loch!"

Da schlug sich Herr Meck vor die Stirn und sagte: „Daran hatte ich gar nicht gedacht! Das war ein loser Vogel, dieser Zeisig! Na, ich bin nur froh, daß ich keinen Tausendmarkschein hatte; sonst hätte ich ihn dem Filou auch gegeben!“

Der noble Italiener.

Tritt da eines Abends ein Mann in das Fahr- dienstzimmer eines größeren süddeutschen Bahnhofes. Er trägt schäbige Manchesterjamthosen, einen braunen Rock, hat ein buntes Tuch nachlässig um den Hals gebunden, und auf dem klassisch geschnittenen, noch jugendlichen Kopf sitzt seitwärts ein alter Filzhut, dessen kühne Form und patinagrüne Farbe das Entzücken eines jeden Malers bilden würde. Es ist offenbar ein italienischer Arbeiter, der mit ängstlichem Gesichtsausdruck in der Nähe der Tür stehen bleibt, respektvoll das Haupt entblößt, ein buntes Schnupstuch aus der Tasche zieht und sich mit demselben die Schweißtropfen, die auf seiner braunen Stirn perlen, abwischt; unter dem linken Arm trägt er eine mindestens einen Quadratmeter große Fensterscheibe.

„Was wünschen Sie?“ fragte einer der anwesenden Beamten. Der Italiener tritt einen Schritt vor, gestikuliert lebhaft, schlägt sich auf die Brust und ruft, indem ihm die hellen Tränen über die Wangen rieseln, wie in voller Verzweiflung: „O, Pietro nix Arrest, . . . Pietro nix kaput gemacht, . . . Pietro noble Familie . . . Vater nix Arrest, Mutter nix Arrest . . . Pietro noble Familie . . .“



„Pietro nix Arrest.“ antwortet der aufgeregte Mensch und zeigt auf die Scheibe unter seinem Arm.

„Nun? was ist denn los? wo fehlt's?“ fragt der Beamte mit berechtigtem Erstaunen.

„Wind fenestra kaput gemacht! . . . Non Pietro . . . Pietro fenestra riparara . . . Pietro nix Arrest!“ antwortet der aufgeregte Mensch, zeigt auf die Scheibe, die er unter dem Arm trägt, zieht einen notdürftig in Zeitungspapier eingeschlagenen Ballen

Glasertitt aus der Tasche und legt denselben auf den neben ihm stehenden Tisch.

Da in dem Kauderwelsch des sehr unglücklich scheinenden Mannes kein verständlicher Zusammenhang zu finden ist, so stellt der Beamte Nachforschungen an, und es ergibt sich folgender Tatbestand: Der Italiener war in der vorangegangenen Nacht in die Bahnhofsvorhalle getreten. Als er die Türe öffnete, riß ihm der eben heftig wehende Sturm dieselbe aus der Hand, und bei dem gewaltsamen Zuschlagen wurde eine Scheibe zertrümmert. Der Portier, welcher den Vorfall mit angesehen, war der Meinung, daß der Italiener durch Ungeschicklichkeit oder Rücksichtslosigkeit den Schaden verursacht habe, und führte den Schuldigen zu dem damals diensthabenden Beamten. Dieser drohte dem etwas angetrunkenen und sich ungebührlich aufführenden Italiener mit Arrest und nahm ihm seinen Reisepaß ab. Und nun war Pietro mit der Fensterscheibe erschienen, um die beschädigte Türe selbst auszubessern. Leidenschaftlich, unter Tränen, stritt er um seine Ehre und um die Ehre seiner „noblen Familie“, welche durch den ihm gedrohten Arrest sehr gefährdet war. Die zarte, edle Gesinnung des einfachen Arbeiters machte auf die Anwesenden einen sehr günstigen Eindruck. Man tröstete den guten Pietro und nahm nochmals eine genaue Untersuchung des Tatbestandes vor. Da fand es sich denn, daß die Türe mit der zerbrochenen Scheibe, auch ohne daß gerade ein Sturm ging, sich nur schwer dirigieren lasse und von selbst die Neigung zeige, gewaltig zuzuschlagen.

So konnte denn der Beamte dem Mann mit dem feinen Ehrgefühl seinen Paß wieder einhändigen. Wohlwollend klopfte er dem Glücklichen, der rasch seine Tränen trocknete und dankbar um sich blickte, auf die Schulter und tröstete: „Pietro nix Arrest, . . . Pietro nix zahlen . . . addio, Pietro!“

Der temperamentvolle Italiener machte einen Freuden sprung. „Grazia! . . . grazia!“ rief er immer wieder, warf sämtlichen Anwesenden Kußhände zu und verließ schließlich unter Kratzfüßen mit seiner Fensterscheibe das Dienstzimmer.

Einige Tage später wurde zufällig in Erfahrung gebracht, daß Pietro von der „noblen Familie“ das Stück Glas, welches er zur Rettung seiner Ehre auf den Bahnhof gebracht, bei einem Neubau entwendet hatte!

Bestrafter Brotneid.

In Wipperdingen waren zwei Wirte, ein junger und ein alter. Der alte trug noch gelbe Lederhosen, eine rote Weste mit zwei blanken Knopfreihen, einen engen Tschopen und eine Zipfelfappe. Der junge ging hochmodern. Er trug weite Hosen wie ein Gigerl, Schlips und Manschetten und einen zwei Hand breiten Stehkragen, war also das gerade Gegenteil vom alten.

In einem aber besaßen die beiden eine merkwürdige Ähnlichkeit: in der Habgucht und im Brotneid. Der

alte wurde gelbgrün, wenn ein vornehmer Herr beim jungen sich einlogierte, und der junge grüngelb, wenn beim alten Ähnliches vorkam, und einer suchte dem andern die Gäste wegzuschwätzen.

Dafür aber erhielten sie einmal beide ihre Strafe, und das ging so zu: Kam da ein feiner, geschneigelter und gebügelter Herr beim alten, das heißt beim Löwenwirt, an, trank einen halben Liter vom Besten und sagte im Verlaufe des Gespräches, daß er einige Wochen im Dorfe bleiben würde. Er sei der Geometer, der die Katastervermessung vorzunehmen habe in den umliegenden Gemeinden. Weil Wipperdingen in der Mitte seines Arbeitsfeldes liege, habe er dieses zu seinem Wohnsitz erkoren und sich bereits beim Hirschwirt einlogiert.

„Was,“ sagte der Löwenwirt, „beim Hirschwirt einlogiert? Da sind Sie gerade zum Rechten gekommen. Der stellt Ihnen viel Teller, Platten und Schüsseln vor, aber es ist nichts drin, und die Fettlucht bekommen Sie wenigstens im Hirschen nicht. Der Hirschwirt, das ist wahr, ist ein Feiner und Gelehrter. Er kann den Leuten was vormachen, daß ihnen das Wasser im Mund zusammenläuft vor Pläster. Was aber Küche und Keller anlangt, na, darin hat doch der Löwe von jeher den bessern Ruf. Und bei mir wären Sie in allweg besser gefahren, lieber Herr.“

Der Herr Geometer zog die Achseln in die Höhe und sagte bedauernd: „Es tut mir leid, Herr Löwenwirt, daß ich das nicht früher gewußt habe; denn eine gute Küche und ein guter Trunk gehen mir natürlich über alles.“

„Na, das ließe sich doch noch ändern,“ meinte der Löwenwirt. „Sie sind mit dem Hirschwirt ja nicht verheiratet.“

„Gewissermaßen doch,“ meinte der Herr Geometer. „Ich habe mir neue Instrumente schicken lassen und momentan nicht genügend Geld für die Nachnahmesendung zur Hand gehabt; da hat der Hirschwirt freundlichst ausgeholfen. Ehe ich ihm sein Guthaben zurückerstattet habe, kann ich natürlich auch nicht ausziehen.“

Der Löwenwirt klopfte auf die Hosentasche, daß die Taler rasselten, und sagte: „Da hat's keine O'fahr, Herr Geometer. Was der Hirschwirt kann, kann ich auch, bigotts. Wieviel brauchen Sie?“

„Nun, zweihundert und fünfzig Mark hat mir der Hirschwirt vorgeschossen, und wenn Sie mir zur Vergleichung dieser Schuld helfen wollen, so stehe ich nicht an, bei Ihnen Wohnung zu nehmen und zwar mit meinen Leuten, es werden noch zwei Gehilfen dieser Tage eintreffen.“

Der Löwenwirt sprang auf, holte das Geld, legte es dem „Geometer“ auf den Tisch und sagte: „Da haben Sie die Summe, und wenn Sie mehr brauchen, der Löwenwirt hat noch mehr, bigotts; aber nun bleiben Sie, hoff' ich, auch keine Stunde mehr im Hirschen.“

Der Herr „Geometer“ strich das Geld ein, begab sich in den Hirschen und verlangte seine Koffer, dieweil er zum Löwenwirt zu ziehen gedente.

„Ja, Herr Geometer,“ sagte der Hirschwirt entsetzt, „Sie werden mir doch diese Schmach nicht antun und von mir zu meinem Todfeind, dem Löwenwirt, ziehen. Der würde sich ja zeitlebens schütteln vor Schadenfreude und Vergnügen.“

„Es tut mir leid, Herr Hirschwirt,“ sagte der Herr „Geometer“ auch hier, „aber der Löwenwirt hat mir ein Darlehen, welches ich zur Bezahlung einer Instrumentensendung notwendig brauche, angeboten,



„Was der Hirschwirt kann, kann ich auch, bigotts.“

ersichtlich nur in der Hoffnung, daß ich bei ihm Wohnung nehme, und in dieser Hoffnung kann ich, wie Sie wohl einsehen, ihn nicht täuschen, ohne mich großer Undankbarkeit schuldig zu machen. Sein freundliches, gefälliges Anerbieten hat Anspruch auf Erkenntlichkeit.“

„Den Teufel hat's,“ polterte der Hirschwirt, „ein Geschäftskniff ist's, weiter nichts. Er ist sonst der größte Knicker auf Gottes Erdboden, der Löwenwirt, und hat mit seinem Angebot nur eine Wurst nach der Speckseite geworfen, weiter nichts. Aber er soll die Rechnung ohne den Hirschwirt gemacht haben. Wenn Sie Geld brauchen, Herr Geometer, so dürfen Sie nur sagen, wieviel. Was der Löwenwirt kann, kann der Hirschwirt auch, bigotts,“ und wie der Löwenwirt, so legte auch der Hirschwirt dem Herrn „Geometer“ drei Hundertmarkscheine auf den Tisch.

Als man aber den werten Gast am andern Morgen zum Kaffee rufen wollte, war er ausgeflogen, und als er auch beim Löwenwirt nicht zu finden war und nie und nimmer mehr sich zeigte, griffen beide Wirte an ihre roten Nasen, und der Löwenwirt sagte:

„Ich glaub', ich bin eingegangen, bigotts!“ Der Hirschwirt aber meinte, er müsse es mit einem Schwindler zu tun gehabt haben, und als er die beiden großen, schweren Koffer, die der Herr Geometer dagelassen, vom Schlosser öffnen ließ, wurde es ihm zur traurigen Gewißheit; denn in den Koffern waren Steine.

„D,“ schrie er, „hätt' ich den Spitzbuben doch nur dem Löwenwirt gelassen,“ und „o,“ sagte der Löwenwirt, „ich könnt' mir die Haare ausreißen, daß ich den Halunken nicht dem Hirschwirt ließ. Das wär' eine Freud', das wär' ein Gaudt für mich, jekund aber — ist's eine Blamage, bigotts!“

Die Samariterin.

„Siehst, Marei, es isch do esange nimmi zuem Ushalte,“ sagte Frau Zundt, die Kaufmannsrau. „Ma cha esange kein Mensch meh traue. Alles isch falsch, alles goht uf's Stehlen und Vitrüegen us. Grad de Morge han i mi Magd, d' Anni, furtg'schickt. Ich ha g'meint, des sei e puren Engel, und uf ihri Treui hätt' i Chirche und Kapelle baue, aber jo, „trau, schau, wem,“ heißt's im Sprichwort, und wie nötig aß es isch, des han i jek wieder bi d'r Anni g'seh'.

Gli, wo's zue mer cho isch, des wär' denn vor eme halbe Johr gsi, het's gait, es heb' e so 'ne chranki Schwester in der Stadt, ob se si nit hie und da am Sunntig ddrst goh b'sueche. „Frili,“ sag i, „wenn du unter d'r Woche dini G'schäfte recht mach'sch, so soll d'r des am Sunntig nit verweht si, es isch jo e guet Werk, wemme die Chranke b'suecht und vorab no e Schwester, des erheischt jo scho d' Christepflicht.“

So han i g'sait, und jede Sunntig, wo Gott werde lo het, isch mi Anni zue d'r chranke Schwester in d' Stadt, und jedesmol han i em Aute oder Eier, Kaffi und Zucker und sunst no allerlei mitgä. Denn jedesmol, wenn's heim cho isch, het's grusig g'hüet und g'jomeret, wie's mit der Schwester so schlecht stand, wie sie so grusige Schmerze heb', und wie Not und Elend zue alle Löcheren use luege. Nai, Marei, sie het eim chönne 's Herz bivege, e Pfarrer cha's nit besser, und 's isch mer mengmol 's Wasser in d' Auge cho und i ha denkt: i bi numme froh, aß i jek e so 'ne ordlegi Magd ha. Die het 's Herz uf em rechte Fleck, isch christlich, flißig und hüßig und Gottis Sege cha nit usblibe, wenn i guet bi mit ere.

So han i denkt. Aber jo, guet Nacht. E rechti Schwindleri und Diebi han i im Hus gha, und i wär' wäger no lang nit druf cho, wenn i nit zuefällig e Lintuech in ihrem Zimmerli obe g'suecht hätt'. De mueßt nämlich wisse, Marei, aß i Buech sühr' über mi ganzi Gardrobb'. Jedes Stück, jedes Lin- und Tischuech, jede Strumpf und jedes Nastuech het si Nummere und isch im Gardrobbuech itrait. Isch eis verisse oder sunst eweg cho, so mach' i gli wieder e neu's dervür, und so isch denn alles immer komplett. Natürlig lueg i no jeder Wösch, wo mer hänt, no,

ob alles stimmt, i mach' Inventari. Des han i denn am letzte Sunntig au to, aber wie-n i au suech und wie-n i au zell, immer fehle mer zwei Lintuecher. Um d' Nummere z'finde, wo fehle, gang i in alli Zimmer und visitier' an de Bettler. Ich gang au in der Magd ihr Stübli und deck' in glücher Absicht, ohni e bösi Ahnig, 's Bett ab. Aber was meintsch, Marei, was i g'funde ha!? E ganzi Bageladig Zucker, Kaffi, Zigori, Fabe, Sidedändel und alles, was me in ere Hushaltig bruucht, und alles isch us mim Lade gsi, — g'haugt het's d' Anni nit, also het sie's g'stohle. Aß mi d'r Schlag nit troffe het, sell nimmt mi hüt no Wunder. Kei Wunder, han i denkt, het des Mensch jedesmol e so 'ne große Chratte an Arm g'hentt, wenn's in d' Stadt isch.

Ich ha aber vorläufig nit g'sait, i ha's wöllen uf d'r Tat ertappe. Wo's aber Romittag chunt, demütig und bischeide, wie g'wöhnlig, und mit em große Chratte an Arm und sait, es wöll jek in d' Stadt zue d'r Schwester, sag i zu-en em: „Wart no e weng, i will d'r no e Pfund Zucker mitgä!“ und gang in Lade und hol' denn de Zucker. „Zeig,“ sag' i, „mach d'r Deckel uf an dem Chratte, aß i d'r Zucker cha dri tue!“

„Nit, nit,“ sait's aber und hebt d' Hand druf, „mache jo nit uf, 's Schuhmachers Wölk het mer geschtert z'oben e Fint broocht und de will i d'r



„De Deckel mueß drab, ich will seh', was in dem Chratte isch.“

Schwester ihre Chinder bringe. Wemme d'r Deckel uf macht, so fliegt er furt!“

„Und sell isch jek no so gliich,“ sag' i, „de Deckel mueß drab, i will seh', was in dem Chratte isch,“ und mit dene Worte riß i d'r Deckel ab und richtig,

die ganz Vischerung, wo-n i dobe in sim Bett g'funde ha, ich drin."

»Wo heisch die Sache her?« frog' i.

»D Frau Jundi,« sait des frech Mensch, »stelle doch keini so verdächtige Frooge. Des isch e Bileidigung, i bi kei Schelm.«

»Wo heisch die Sache her?« frog i nonemol.

»He, i ha alles am letzte Sunntig in d'r Stadt g'chauft und bi derno nimmi zue d'r Schwester cho, wo-n 'r es ha wölle bringe. 's Hus isch scho b'schlosse gsi und schelle han i nit möge!«

»Nai, in mim Lade heisch alles g'stohle, du heuchlich, schlecht Mensch,« sag i. »Siehisch, do uf dene Sibeändel und uf dene Spuele han i selber d'r Bris druf g'schriebe. Augeblich leerisch d'r Chorb us un patsch bi Bündel. Lohn kriegisch kein, denn wenn du alli Sunntig e so 'ne Chratte voll War mitg'no heisch — und i glaub's ehunder as nit — so bisch guet zahlt. Wenn d' aber meintsch, de heisch doch no öbbis z' guet, so verchlagsch mi eisch. Vor G'richt wirb's derno usg'macht und verrechnet, was es jedem vo uns no triffst.«

So han i gsait, und 's Anni isch froh gsi, as es so abg'lossen isch. Sie het enanderno d'r Kuffer pactt und isch furt."

„Sell glaub' i,“ sagte die Marei, „aber ich hätt' sie der Polizei übergä, ich hätt' sie nit so furtlaufe lo!“

„Nai,“ entgegnete Frau Jundi, „des han i nit wölle. I wär' jo selber blamiert, wenn's d' Lüt erfahre täte, as mi e so 'ne Tier e halb Johr lang am Narrejeil umme g'führt het. Aber sell weiß i, mich b'schilt und b'stiehlt keini meh. Denn jets glaub' i kein meh und pasz uf. Bi der Anni han i g'meint, sie sei e redti Samariteri, jets isch's e so 'ne verstohele, verschlage Tier — so isch's uf der Welt!“

bleibe im Lande und nähere dich redlich.

Das ist ein altes Sprichwort, und als es aufkam, waren die Verhältnisse und die Lebensführung der Menschen ganz andere und von den heutigen Einrichtungen sehr weit entfernt. Damals gab es kein weltumspannendes Telegraphennetz, keine Eisenbahn, die Menschen und Waren in einigen Stunden und beinahe gefahrlos in weitentfernte Gegenden brachte. Es gab auch noch keine Konsulate, die in fremden Ländern die Interessen ihrer Landsleute wahrnahmen und für die Sicherheit der letzteren sorgten.

Von einer geordneten Rechtspflege war in den meisten damaligen Staaten keine Rede. Brutalität und Gewalttätigkeit begegneten dem Reisenden auf Schritt und Tritt. Somit war das Reisen eine heisse Sache, und man versteht es, wenn der Weise des alten Testaments sagt: „Bleibe im Lande und nähere dich redlich.“

Aber trotz der großen Umwälzungen, die das Verkehrsweisen im Laufe der Zeiten erfahren hat, trotz der Sicherheit, deren man sich heute in fremden Ländern erfreut, das Sprichwort hat noch immer seine Geltung. Noch heute ist es für die meisten

Menschen besser, wenn sie auf ihrer Scholle bleiben. Einige besonders tatkräftige und geniale Menschen, die sich überall und unter allen Umständen zurechtfinden, können und dürfen der Gesamtheit nicht vorbildlich werden. Da, wo seine Wiege steht, ist der Mensch daheim. Hier kennt er die Verhältnisse, er ist bei seinem Stamm und weiß sich eins im Denken und Empfinden mit seiner Umgebung. Er hat also vor dem, der in weiten Fernen sein Brot suchen muß, vieles voraus.

Und unser deutsches Vaterland verdient es vor allen andern, daß man es liebt und ihm treu bleibt. Es liegt zwar nicht in der warmen Zone, erfreut sich nicht eines ewig blauen Himmels, der Boden gibt nichts ohne Arbeit, aber bei redlichem Bemühen doch so viel, daß wir leben und unseres Lebens froh werden können, und unsere gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen sind so, daß wir diejenigen anderer Länder nicht zu beneiden brauchen. Wir haben Brot, eine geordnete, unbestechliche Rechtspflege, wir können sicher unsere Straße wandeln und erfreuen uns bei jedem ehrlichen Erwerb eines wirksamen Schutzes, und wenn auch noch nicht alle Berge geebnet und noch nicht alle Sümpfe ausgetrocknet sind und auch bei uns noch da und dort das Glend in seiner ganzen Blöße sich zeigt, so liegt das in der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einrichtungen. Man hat bisher getan, was man tun konnte, und der Wille zu Weiterem ist da.

Wenn einer oder eine das nicht glauben will, dann sollen sie nur ins Ausland gehen, und sie werden bald als ganz Befehrte heimkommen und mit dem Anneli von Thalingen ausrufen: „I bi froh, as i wieder do bi!“

Das Anneli war ein nettes, braves Marktgräflermädchen und versah zu allgemeiner Zufriedenheit schon vier Jahre in einer gangbaren Wirtschaft auf dem Lande den Dienst einer Kellnerin. Hier war es gehalten wie das eigene Kind. Es konnte essen und trinken nach G'luh und Belieben, selbständig schalten und walten und erhielt 200 Mark Jahreslohn; das Trinkgeld bezifferte sich noch höher. Kurz und gut, das Anneli hatte in den vier Dienstjahren 1500 M. auf die Sparkasse getragen. Aber das Geld hat die Eigenschaft, daß es immer die Gier nach noch mehr erweckt.

Das Anneli hatte in Newyork einen Better und der hatte ihm schon öfters geschrieben, daß Amerika für das weibliche Geschlecht ein wahres Paradies sei. Die Frauen seien völlig Meister und würden von den Männern auf den Händen getragen. So rücksichtslos der Yankee im Kampfe ums Dasein auch sei, sobald er mit Damen zusammenkomme — und das seien in Amerika alle Weibsleute — werde er ein vollkommener Gentleman. Und was den Verdienst anlange, so übersteige er den, den man in Europa bekomme, um das vierfache. Ganz gewöhnliche Mädchen, die erst aus dem Geißenstall irgend eines deutschen Dorfes gekommen seien und also nichts könnten, erhielten in Newyork monatlich 30 Dollar

nebst freier Station. Das sei über 120 M., dafür müsse eines in Deutschland ein halbes Jahr arbeiten und erst noch recht tüchtig sein. Eine wie es, das Anneli, sei, bekäme in Amerika gern 35—40 Dollar im Monat, und es solle daher kommen und das Glück, das ihm da drüben in Aussicht stehe, nicht mit Füßen treten. Er, der Vetter, werde ihm in der ersten Zeit mit Rat und Tat beistehen, und es habe also nichts zu befürchten.

Solche Briefe verwirrten das arme, bisher so glückliche und zufriedene Anneli ganz. Es rechnete und rechnete und träumte Tag und Nacht von Amerika, dem so lichtvoll geschilderten Wunderlande.

Endlich konnte es der Versuchung nicht länger widerstehen. Es holte auf der Kasse seine Ersparnisse und packte seinen Koffer und sagte jedem wohlgemeinten Rat, allen Warnungen gegenüber: „I gang eifach. Do chunnt me doch zue mit. In Amerika



„D wenn i numme wieder deheim wär!“

bin i in zehn Johre-n e rüch Maidli und bruch nimmi diene!“

Die Reise war freilich nicht so vergnüglich, wie Anneli in seiner Unschuld sich's vorgestellt hatte, und schon in Antwerpen sah es, wie weiland die Israeliten nach den Fleischtöpfen Ägyptens, sehnsüchtig nach der so leichtsinnig verlassenen Bratenpfanne in Thalingen zurück. Denn in den dortigen Gasthäusern bekam es Portionen, die dem Bedürfnis seines gesunden Magens keineswegs genügten. Und als es dann auf dem Schiff mit vielen andern auf engem Raum wie die Schafe zusammengepfercht wurde und die See-krankheit bekam, daß es ihm sterbensübel wurde, seufzte es heimlich: „D wär' i doch deheim bliebe!“

Höher schwellten indessen die Segel der Hoffnung, als endlich das ersohnte Land sichtbar wurde, als es seinen Fuß wieder auf feste Erde setzte. Aber wenn es geglaubt hatte, daß es nun aller Not und jeder Unannehmlichkeit enthoben sei, so sollte es bald eines anderen belehrt werden. Der Vetter hatte zwar Wort

gehalten und sein liebes Bäsli am Schiff abgeholt. Aber statt daß er Anneli stützte, mußte es sein wohlgefülltes Beutelchen aufmachen, um seine nicht kleinen Bedürfnisse zu bestreiten. Denn er sei, sagte er, in einer momentanen Notlage. In vierzehn Tagen werde er Kondukteur beim Tramway, dann habe er wieder Geld in Hülle und Fülle und könne dem Bäsli die auf ihn verwendeten Ausgaben dreifach ersetzen. Das Anneli glaubte dem Vetter und unterhielt ihn mit seinem Geld drei Wochen. Als aber während dieser Zeit weder er, noch es eine Stelle bekam und sein Börslein bei dem verschwenderischen Leben des Veters auf dem teuren Pflaster Newyorks bedenkliche Schwindsuchtssymptome zeigte, wurde es dem guten Kind als gemacht bang und es verhehlte seinen Kummer dem Vetter keineswegs. Der aber wurde, als es nicht mehr mit Geld herausrüden wollte, grob, nannte es einen dummen Bauerntölpel und ließ es sitzen, wo es saß, und Anneli wurde überzeugt, daß auch der Boden Amerikas nicht lauter Gentlemen trage. Es suchte nun, vom Vetter erlöst, Hilfe bei Fremden und bewarb sich emsig um eine Stelle. Aber es hielt sehr schwer, eine solche zu bekommen. Es waren wohl immer solche frei; aber bedeutend höher als das Angebot war die Nachfrage, und dann wurden meist immer lieber Mädchen angenommen, die Sprache, Land und Sitten kannten. Endlich aber erhielt es doch ein bescheidenes Plätzlein in einem Hotel, aber nicht zum Servieren, sondern zum Geschirrspülen, und dennoch dankte es dem Herrgott im Himmel dafür. Denn sein Beutelchen war unterdessen federleicht geworden, das Nichtstun war ihm in der Seele zuwider, und das Ansehen Newyorks ganz verleidet.

Auf Rosen war aber Anneli an seiner neuen Stelle nicht gebettet. Den ganzen Tag mußte es spülen und putzen, und wie streng! Das Essen war schlecht und von einem Glas Wein war keine Rede. Schlechtes Bier und Wasser standen ihm dagegen zu Gebot. Der Lohn war, auf amerikanische Verhältnisse berechnet, keineswegs höher als in Deutschland.

„D was bin au ich für en Esel gsi!“ seufzte Anneli, wenn es spät in der Nacht todmüde auf sein Lager sank. „D wenn i numme wieder deheim wär!“ Und wie einst die Sehnsucht nach Amerika ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr ließ, so verzehrte das Heimweh es jetzt, und es wurde nicht gemildert durch den öftern Stellenwechsel; denn es folgte dadurch nie etwas Besseres nach, es ging dem Anneli je länger, je schlechter, und es rief mit Schmerz aus: „I mueß wieder heim, heim unter alle-n Umstände!“ Und es schrieb an die Sonnenwirtin in Thalingen und bat um das Reisegeld. Diese, die mit den neuen Mädchen, deren sie in vier Monaten drei gehabt, schlechte Erfahrungen gemacht hatte, willfahrte Annelis Bitte gern, sie schickte das Geld, und vier Wochen später servierte das Anneli zur großen Freude aller wieder in der Sonne zu Thalingen und sagte zu jedem, der es über Amerika befragte: „I bi froh, aß i wieder do bi!“ —

Der Hinkende standredet,

aber diesmal sehr ernst, und es wird dabei ausnahmsweise gar nicht gelacht, weshalb auch der geneigte Leser nicht lachen soll, sondern nachdenken.



Kommt der Hinkende zufällig wieder einmal nach Hause in den Laden des Herrn Zengerle. Die Magd sagte: „Der Herr ist im Gemeinderat und die Frau in Karlsruhe.“ Daher stetzte der Hinkende in den Storch. Denn er wußte, daß da- hin auch der Gemeinderat kommen werde, wenn die Sitzung aus sei. Das war denn auch bald der Fall. Unter Anführung des Bürger-

meisters stampften die wackeren Gemeindeväter, darunter der Storchwirt selbst, in die Wirtsstube. Alle hatten rote Köpfe, nur Herr Zengerle war ganz gelb.

„Was ist denn los, ihr Leute?“ fragte der Hinkende.

Da schrieen sie alle durcheinander: „Er muß weg, sonst brennen sie ihm das Haus an. Wir verklagen ihn beim Bischof. Er kommt vors Schwurgericht. Wir werden protestantisch. Hoch Bebel und Ged! Wir gründen einen evangelischen Bund.“

Mit Mühe und Not konnte der Hinkende erfahren, um was es sich handelte und weshalb Herr Zengerle so bleich auf seinem Stuhl saß. Der Kaplan hatte den alten Freund des Hinkenden nicht absolvieren wollen, weil er Agent eines liberalen Blattes war. Erst als Herr Zengerle drohte, evangelisch zu werden, gab er ihm grimmig die Absolution.

Die guten Leute waren ganz aus dem Häuschen. Sie schrieen und räsonnierten über den Kaplan, wie man es von den so kirchlichen und frommen Männern nicht erwarten konnte. Der alte Pfarrer, ja der war ihnen schon recht, aber den Kaplan, der die ganze Gemeinde hintereinander hezte, den sollte ein anderer holen.

„Ich weiß, was wir tun,“ sagte endlich der Führer Hinkender Vote für 1907. V

Storchwirt grimmig. „Wir wählen das nächste Mal demokratisch oder sozialdemokratisch. Die sagen: Trennung von Staat und Kirche, und das ist recht so. Anders kommen wir von den Pf. . . . nicht los.“

Der Hinkende sann nach.

„Hinkender, was glökt Ihr den Stubenboden an? Sagt, was Ihr denkt. Ihr seid ein Schriftgelehrter. Meint Ihr nicht auch: Trennung von Staat und Kirche? Ich weiß zwar nicht genau, was das ist, aber es wird doch bedeuten: die Priester sollen kuscheln, wie sie es in Frankreich tun müssen.“

Der Hinkende sann immer noch. Dann sagte er:

„Setzt Euch ruhig auf Euere Stühle. Die Frage dieser Trennung ist auch mir wie eine Bombe in die Glieder gefahren. Wir wollen die Sache miteinander ruhig überlegen. Sie ist des Ueberlegens wert.“

Sie setzten sich, spuckten aus, machten Fäuste, schüttelten die Köpfe oder dergleichen. Der Hinkende begann: „Eigentlich ist ja Kirche und Staat schon getrennt. Sie sind beide für sich. Nur gibt der Staat den Kirchen noch Geldunterstützungen. Er baut und unterhält z. B. eine große Zahl von Kirchen und Pfarrhäusern. Wollt Ihr, daß das wegfällt?“

„Natürlich, rappelkahl weg,“ sagte der Storchwirt. Er meinte radikal.

„Wer muß aber dann diese Gebäude bauen und erhalten?“ Keine Antwort.

„Das müßt Ihr, die Gemeinden, oder die Kirchengemeinden. Das gibt neue Kirchensteuern.“

Als die Bauern von neuen Kirchensteuern hörten, erschrafen sie und sahen sich an.

„Das wäre noch besser.“

„Und dann zahlt der Staat bisher bedeutende Zuschüsse zu den Pfarrgehältern. Soll das wegfallen? Darnach gibt's eben wieder neue Kirchensteuern. Denn leben müssen auch die geistlichen Herren. Und glänzend bezahlt sind sie noch lange nicht.“

„Noch mehr Steuern? Daran haben wir nicht gedacht.“

„Gut. Ferner unterhält der Staat die evangelische und die katholische theologische Fakultät in Heidelberg und Freiburg, wo die geistlichen Studenten studieren. Soll das wegfallen? Dann müssen die Kirchen ste bezahlen. Kostet neue Kirchensteuern.“

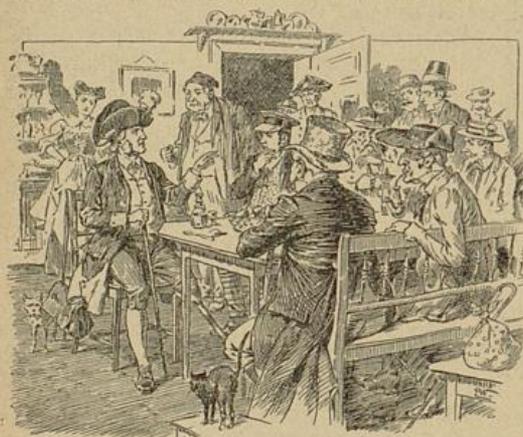
„Wir bezahlen nichts, keinen Pfennig. Sie sollen sehen, wie es ihnen geht.“

„Das werden sie auch. Sie werden die teure Universitätsfakultät fahren lassen und die geistlichen Studenten ganz abgefordert von der Universität droben zu St. Peter ausbilden, d. h. ganz nach ihrem Sinne drillen, daß Ihr nach Gott schreien könnt, solche Fanatiker werdet Ihr bekommen. Jetzt, wo sie auf den Universitäten ihr Hauptstudium abmachen, kommen sie doch noch ein klein wenig mit der Menschheit und der Wissenschaft zusammen. Sie hören Vorlesungen bei hochgelehrten und staatsstreuen

Männern, wie dem seligen Franz X. Kraus, die ihnen doch noch ein kleines Lichtchen aufstecken. Aber das wird aufhören. Solche Gelehrte wird man nicht nach St. Peter berufen. Die kann und wird nur der Staat anstellen. Sie sind den Ultramontanen so wie so schon ein Dorn im Auge. Also wenn Euer Kaplan in St. Peter ganz zu Jesuiten abgerichtet und dann auf Euch losgelassen werden, dann erst ade Gut Nacht! Gegen diesen geistlichen Samen wäre Euer Kaplan noch ein Freigeist. Und was wollte erst der Staat anfangen mit diesen Seelenhirten?"

"Seelenhirten? Seelentyrannen, weiß Gott. Und noch schlimmer soll's werden?"

"Zweifellos wird's nicht besser. Die Priester, von jeder Rücksicht auf den Staat entbunden, werden erst recht ein Schreckensregiment unter Euch aufrichten



„Wir wollen die Sache miteinander ruhig überlegen.“

Und wie denkt Ihr vom Religionsunterricht? Jetzt läßt ihn der Staat in allen seinen Schulen erteilen, zum größten Teil durch seine Lehrer, nur zum kleinsten Teil durch die Pfarrer. Wenn nun der Staat sich nicht mehr um den Religionsunterricht kümmert, so müssen ihn die Pfarrer allein geben. Sie bekommen also die religiöse Erziehung der Jugend ganz in die Hand. Glaubt Ihr, daß dieser Unterricht dann staatsfreundlicher, liberaler, duldsamer gegeben wird als bisher? Wenn Euer Kaplan seinen Gehalt nicht mehr teilweise vom Staat bezieht sondern nur vom Erzbischof, wie glaubt Ihr dann, daß er die Kinder lehren wird? Oder wollt Ihr Eueren Kindern gar keinen Religionsunterricht mehr geben lassen?"

"Das will kein Mensch. Aber wir begehren einen wahrhaft christlichen Unterricht, keine priesterliche Tyrannei."

"Gut. Aber dann wäre eher zu wünschen, daß der Staat auf den religiösen Unterricht der Jugend noch viel mehr Einfluß bekommt, als jetzt. Und habt Ihr Euch auch schon überlegt, wie es in den kleinen und großen Städten sein wird? Da müssen

die Kirchen alsdann eine ganze Masse Religionslehrer anstellen. Wer wird das sein? Mönche, ihr Männer, Mönche und Nonnen."

"Auch die sollen wir noch bekommen? Gnad' uns Gott."

"Jawohl. Denn wenn man die Kirchen vollständig freigibt, muß man ihnen auch die Mönche und die Klöster wieder zugestehen. Und erst die werden die Jugend unterrichten, daß Euch die Augen aufgehen. Ich will aber auch von der evangelischen Kirche reden. Die hat keine Mönche. Sie wird deshalb überhaupt keine Religionslehrer für die Städte bekommen. Ein großer Teil ihrer heranwachsenden Stadtjugend erhält dann gar keinen religiösen Unterricht mehr und wird ganz und völlig verwildern. Wird das für uns gut sein? Es ist so schon schlimm genug, heutzutage schon. Ich will aber noch etwas sagen: die Mönche und Nonnen werden das Lehrerexamen machen und alsdann katholische Privatschulen errichten, wie sie es in Frankreich und Belgien schon lange tun. Sie werden die Kinder, die in die „glaubenslojen“ staatlichen Schulen gehen, beim Religionsunterricht, in der Kirche, in der Beichte, bei Prozessionen u. dgl. so sehr zurücksetzen und ihre Schüler so sehr an sich locken, daß viele nicht mehr wagen, ihre Kinder in die Staatschule zu schicken. Diese werden leer stehen oder nur von Protestanten und Juden besucht werden. Dann haben wir, was wir mit vieler Not endlich abgeschafft: die konfessionellen Schulen, wieder in schönster Gloria zurückerobert."

"Aber in Frankreich . . ."

"In Frankreich setzten sie schon einmal sogar den lieben Gott ab, aber sie haben ihn auch wieder eingefest. Sehet erst zu, wie sich das Ding da drüben machen wird. Ich glaube, es kommt bald wieder ein Umschlag und die Mönche werden wieder mächtiger als zuvor. Das ist in Frankreich immer so gegangen."

"Aber in Amerika . . ."

"Amerika ist nach unseren Begriffen zum guten Teil noch ein ungeordnetes Land, wo der Staat weder die Rechte noch die Pflichten hat wie bei uns, und wo auch die Bevölkerung anders ist. Dort kommt man vielfach aus der Wildheit her, bei uns aus der staatlichen Ordnung. Wollen wir zum Zeitvertreib so gefährliche Experimente machen, weil sie andere schon gemacht haben, die aber ihre Folgen noch lange nicht kennen? Nein, davon laßt die Finger. Kaum haben wir den Kulturkampf hinter uns und der Staat hat den Prozeß ziemlich verloren, so wollen wir nicht schon wieder einen neuen anfangen, der noch hundertmal gefährlicher ist als der vergangene, und der unserem Staat Streit und Wunden beibringen muß, an denen er erliegen könnte. Laßt es beim alten, und wehrt Euch Euerer Haut gegen die fanatischen unter den Kaplänen, so gut Ihr könnt. Erklärt ihnen, daß Ihr Euch solche geistige Knechtschaft nicht gefallen laßt, beschwert Euch beim Bischof, bringt's in die Zeitungen, in den Landtag,

droht, wenn's nicht anders geht, mit dem Neukerzen, mit dem Austritt aus der Kirche, dann werden sie die verbrannten Finger schon vom Feuer zurückziehen. Wo ein entschiedener Wille ist, ist auch ein gangbarer Weg. Also das sage ich Euch: die Trennung von Staat und Kirche wird Euch nicht unabhängiger von den Kaplänen machen, sondern Euch erst recht in ihre Hand liefern."

Die Männer jammern betrübt nach und kamen zu keiner Antwort. Man trank noch ein Glas Bier und dann ging der Hinkende ab. Herr Zengerle begleitete ihn weit ins Feld hinein und redete mit dem Freund nochmals ernstlich über die Sache.

Der Storchwirt aber seufzte tief.

"Diesmal hat uns der Hinkende eine traurige Standrede gehalten. Wir haben nicht viel zu lachen brauchen."

Es ist auch nicht zum Lachen.

Wie der Schreiberweis die Schlacht von Waterloo mitgemacht hat.

In Burgfeld hat er gelebt, der alte Schreiberweis. Warum er so geheissen hat, weiß niemand. Seines Zeichens aber ist er ein Schneider gewesen. Wo die alte gewundene Treppe vom Kirchenplatz herunterkommt ins Burggäßel, steht heut noch sein Haus, ein einstöckig kleines Ding, an die riesige Stühmauer der Stiftskirche angeleimt wie ein Erdschöllchen mit Mauerpfefter, das aus der Steinfuge herauswächst. Dort saß der Schreiberweis in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hoch oben am Fenster und guckte mit seinen runden hellen Auglein über die große Hornbrille weg fleißig nach den großen und kleinen Leuten, die da draußen vorbeispazierten. Fleißiger als nach seinen Hosens und Röcken, die er unter der kunstfertigen Hand hatte. Wenigstens schalt sein Weiblein wacker aus der ruhigen Küche heraus: „Alleh, alleh, Misi, Sie is e fulli Gelle, Sie nit schaff!“ Und hui fuhr des Schneiders Köpfelein herum und die Nadel machte eilige Vocksprünge mit dem weißen Reihfaden durch die rauhen Kamisjoler der Burgfelder Stadtbuben. Seine Frau hatte er aus dem Franzosenland mitgebracht, zusammen mit dem Zeisig, der im Käfiglein draußen vor dem Fenster hing, natürlich nur wenn's schön Wetter war. Man wußte nicht, wer grüner war, des Weibleins giftiges Gesicht oder des Zeisigs Gefieder, und wer schriller singen konnte, das Weiblein oder das Vöglein. Jedenfalls war des Vöggleins Musik plästerlicher für den guten Misi. Die bösen Stadtbuben aber freuten sich, wenn das Weiblein anhub und dann der Zeisig dazu die Begleitung schmetterte. „Die Stadtkapell' beim Schreiberweis geht heut wieder flott,“ so hieß es oben vom Zinkenstenturm bis unten zu dem Mühlwehr am Stadtgraben.

Am schönsten war's Abends in der Dämmerstunde. Die grüne Babette war ins Städtlein gelaufen, um Schwarzmarkt abzuhalten, wo's Bosheiten umsonst

gibt, und wir Buben standen vor dem Holzladen, den der Schreiberweis von seinem Fenster heruntergeklappt hatte. Da saß er alle Abende, weil's außen heller war als in der Stube und das Sonnenlicht nicht soviel kostete wie das Brennöl, das die Babette dem Misi knapp genug vormaß. Wenn aber die Dämmerung mit leisen Schritten vom Stadtgraben ins Burggäßel hineinpazierte, warf



Wenigstens schalt sein Weiblein wacker aus der ruhigen Küche heraus.

der Schreiberweis hurtig sein Nähgeschirr in die Stube hinein und erzählte von seinen Reisen und Abenteuern. Über das faltige Gesicht des pudrigen Männleins huschte der Schalk und zwinkerte aus den Augenwinkeln. Die gekreuzten Beine schnellten im Eifer des Erzählens das leichte Körperchen in die Höhe, und die gebogenen Finger fuhrn durch die dünnen Strähnen seines Kopfes, daß sie sich in die Höhe sträubten vor Entsetzen über die Heldenhistorien, die ins abendliche Dunkel schallten.

„Wißt'r, Kinder,“ so hat er uns einmal erzählt, „in meiner Jugend war ich französischer Soldat. 's war beim alte Napoleon. Bei dem seiner Garde bin ich g'stand. Schöne Kerls sinn m'r gewest. Mit unsere hohe Bäretappe, so groß wie e Feuerimer, unn unsere weße Bandolier kreuz unn quer iwwer die Brust, mit Dwer- unn Ummgewehr unn denne Samasche, die beim ärgschte Dreck hawwe saumer sei misse wie abg'schlecht — 's isch kei Wunner, daß ich em Bawettle in Saint Denis so gut g'falle habb. 's isch mer noch'lase bis uff Mostau in sellem harte Winter anno elf, unn mit m'r widder haam. Sie hot m'r ihren Unverock g'lehnt, wie mei Unnerform verrisse g'west isch. — No, unn do haww ich aa die groß' berihmt' Schlacht bei Waterloo mitgemacht. Ich weiß noch wie heit. 's war jo en driver Dag, unn wie m'r in die Schlacht marschirt sinn, bin ich g'rad' newenem Napoleon marschirt. Der hot m'r vunn sei'm Gaul aus uff d' Schulder geklopft unn hot g'sagt: »Was mainscht, Schreiberwis, — geht's heit gut?« »No,« haww ich g'sacht, »Maj.schdäd, wenn's net so driß wär' — ich mein' als m'r wolle warde, bis die Sarn vunn Aufschderlig kummt. 's wär' besser, m'r ginge heit noch emol

haam. D'r Löwert dort driuwe in Ligny hot geschtern g'schlacht't, unn sei' Schweinsrippe suche in d'r ganze Welt ihr'sgleiche.« »Kannstcht recht hawwe.« sagt d'r Naboleon, »grad geschtern Owend bin ich e bissel driuwe beim Löwert g'esse unn habb sei' Mezelsupp' versucht unn sei' nei' Sauertraut. 's isch m'r grad, als wann ich heit frieh noch den Wohlgschmack schbiere däd'. Unn en Elfer hot 'r — hoscht en aach versucht?« »Was wer ich net, Majeschdäd? Unn als fort getrische Vive lamperör, — die Kerl' sinn noch ganz haifer dervun.« »Ja,« sagt 'r, »du hoscht recht. Kumm, mer wolle „ganzes Badallion Kehrt“ kummediere. Ney, jenn Se so gut unn b'orge Se des!« Mir ware schunn ganz froh, daß es heit noch net losgeh' soll — 's hot schunn ang'fange, so zu fülle und zu niwwe — do kummt so en dummer Adjutant ang'schbrengt unn schreit schunn vunn weitem: »Ja, Majeschdäd, was mache Sie dann for Sache? Ich glaab', Sie wolle zum Löwert? Vor ere Bertelschdund wär' noch Zeit gewest. Jetzt geht's nimmer. Die Engländer sinn schunn do unn warde. G'rad' alleweil sinn se kumme. Mir kenne uns doch net vor denne Engländer bliamere — die sage jo sunstcht, mir hedde Angscht. Majeschdäd — die Rebudazion geht iwver die Schweineknechtle!«

Jetzt hot mich der Naboleon ganz bedribt angeguckt. »Siehstcht, Schreiberweis, so mache's die mir! Unn allemol heißt's in der Welt, der Naboleon isch d'r Händelsucher, der Naboleon bringt d' ganz' Welt durcheinander. Und ich muß dün, was so e dreckcher Adjutant sagt! — Ney,« hot er g'sagt, »s geht net. Mir müsse unsern Dorcht uff heit Owend uffhewe. Zuerstcht muß die Schlacht bei Waterloo g'schlage werre. Sie kenne e Ord'nanz zum Löwert schicke, er soll sei' Knechtle uffhewe, daß jo die Preise net dran gehe. Und jetzt, bitte, losse Sie mei' Armee in der Front uffmarschiere! Ich will eine vunn meine berühmte Rede halbe!« No, wir marschiere uff, unn d'r Naboleon mit sei'm grüne Rock unn sei'm dreieckige Hut uff sei'm Schimmel rollt sei' Nache, schbrengt vor die Front unn kreischt: »Soldate, heit werd die groß' Schlacht vunn Waterloo g'schlage. Ich hoff', daß ihr druffgeht wie's Dunnerwedder. Mer soll merke, daß ihr was könnt unn Kurasch habt. Unn du, Schreiberweis — ich weiß, du bistcht en braver Soldat, du sorgschd mir dafür, daß kai so e Lumbehund durchbrennt. Ich weiß, uff dich kann ich mich verlosse.« »Zawohl, Majeschdäd,« sag' ich unn präsentier'. »Was ich dün kann, des du ich. Wenn's uff mich antummt, werd die Schlacht vunn Waterloo g'wonne.« Dann ziehd der Naboleon sein Säwel raus, die Drummmer fange an zu rabble, wir kreische all': En avant, das heißt soviel wie »druff«, unn die Schlacht hot ang'fange.

Zuerstcht war's gut. Mir sinn nix wie marschirt. Awer uff einmol hawwe die Kuchle ang'fange zu pfeife unn zu brumme. Unn do haww ich gedentt: Schreiberweis, des isch nix for dich. Do werd's ungemietlich. Mei, wärscht doch heit Morge beim

Löwert geblive. Sättstcht dich jo krank melde kenne. Noch e kai bissel haww ich dere Sach' zugeguckt. No haww ich mei'm Newemann, em lange Kinnerad vunn Pfiffelse — er war e gelehrter Schuhmacher — g'sagt: »Du heb m'r emol mei' Flint', ich möcht' schnell emol do niwver, ich kumm glei widder.« Unn nix wie los und hinter e paar Bellebäm (Pappelbäume) hinteri unn die Kerls kreische losse unn gibschd nix, no hoscht nix, als rückwärts. Awer die Dunnerweiterstuchle sinn aa do hinteri g'flosche kumme, unn ich habb g'sagt: »Schreiberweis, du hoscht alsfort en schwache Lage g'hatt. Ich glaab', du kannstcht die Bohne net verbaue. Guck numme, daß du en Platz findstcht, wo des Gericht net gekocht wird. 's isch g'jünder for dich!«

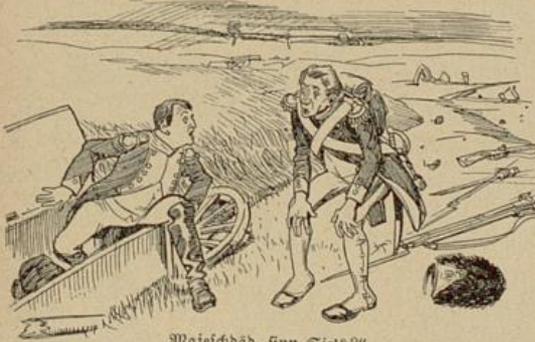
Wie ich do so gugg und gugg, do seh' ich en leere Brotkastche schteh', mitte uff em Feld imme Grawe. »Do schlupstcht du nei« — unn kaum haww ich's gedentt, do bin ich schunn drinn. »Heilichdunnewedder,« schrei' ich, »do hoctt jo schunn aaner!« Schiergar haww ich en uff sein' Schwelles getrete. Unn der secht zu mir unn bisbert: »Schd, schd, dufemang, Kammerad, daß uns kaaner hört.« »Jo,« sag' ich, »die sinn schunn weid, hörscht je net brille „Morblö“, „Mil dünnär.“« »Bischd, bischd,« bisberd der widder, »alleweil kumme se widder.« Mir hoctt muggsmeisleschbill unn richtig, die Brumm' unn Pfeifmusik geht draus widder los. E Getrach unn e Gebrill unn e Gedunner unn e Geschrai, als wäre alle Deifel aus der Hell' loskumme unn däde mit ihre Kebbe unn Feierschdange rastle. Unn g'stucht hawwe se — wann's gewest wär' wie in Märle, wu jed's Word als Goldschdick aus em Maul fällt oder je nachdem als e Krott, m'r hädd' mit denne Goldschdick alle Gebrieder Rothschild eischbede unn mit denne Krotte de ganz Atlantische Ozean in en Sumpf verwandle kenne. Ich sag' eich, ihr Bume, mir isch's grin unn gel vor de Nache worre; schwitz haww ich müsse, noch ärger wie sellemol, wu ich uff der Kerwe von Dingelse e ganze Nacht durch mit erre Mamsell vunn iwver zwei Zentner habb Schottisch unn Walzer danze müsse. No, awer ershd der anner, wu do bei mir dring'hoctt ich! »Heilichdunnewedder,« sag' ich zu em, »ich habb doch aa Angscht, awer so e Gezidder unn so e Gebewwer, wie du do hoschd, des gehd doch iwver Kordel unn Ladschdoct.«

»Ach Gott, ach Gott,« hot er gejammert, »wann des mei Fraa wißt, mei Marieluwies, daß ich do hinn hoctt muß! Unn ich habb heit Morge noch mei flanelleli Leibbind vergesse, wu se m'r extra for die Schlachd mitgewwe hot, daß mer's Herz net in d' Hose fällt!« Do drauße anwer hot's uff einmol g'haife: »Hurra, hurra!« Unn mei Kamerad im Brotkastche — wie en Igel hot er sich z'ammegestrimmelt: »Jesses, Jesses, jetz werd's les. Jetz kumme die Preise! Wann des mei Mudder g'wißt hedd', die mer alsfort g'sagt hot: Gugg, Bivle, vor dreierlei musch di hiede, vor nasse Fieß, vor Klaiderleis unn vor de Preise. Jetz' kumme se richtig, die Preise!«

's hot nimmi lang gedauert, no hawwe se gefrische: »sof gi bä! sof gi bä!« Des isch soviel als wie mer zu Mannem secht: »nix wie fort unn haam!«, unn mei Kammerad hot 's Zähnlappe kriegt unn hot g'sagt: »Wär' ich doch numme ichunn behaam unn dat hinterem Dse sitze bei meinere Marieluwies ihrem gude Kaffee!«

Derweil war's drausse muggsmeisleschbill. »Du,« schdubb ich mein' Kammerad in die Ribbe, »jes' kenne mer 'raus!«

»Gugg emol erscht,« secht er, »ob's aa sauwer is drausse.« Ich vorsichdich die Nas' raus — kei Mensch meh do! »Alleh duddwitt, Kammerad, sie sinn all fort!« Endlich schlupft er 'raus. Ich gugg — unn gugg — ha! is dann des menschemeeglich! wahrhaftig — »Majeschdäd, sinn Sie's?« »Jo, freilich,« secht er, »schrei net so arg, Schreiverweis! Ich hädd' des vunn dir aa net geglaabt, daß du mir dorchbrennstich — loß jets' gut sei! Die sinn jest all fort. Mir gehe noch ganz schnell zum Löwewert!« So hawwe mir's g'macht. Unn wie mer zwai Schobbe getrunke



„Majeschdäd, sinn Sie's?“

g'hädd hawwe unn unser Schweinekechle gesse, hot der Naboleon for mich mitbezahlt unn g'sagt: »Schreiverweis, ich geh' jest haam. Awer ich bitt' dich um's Himmels wille! Sag' nergends 'was vum Prokassachte, 's wär' jo e gar zu argi Schand' for mich, wann des 'rauskäm!«

No, ich habb nix g'sagt, so lang er g'lebt hat, drum haift's alleweil, er wär' so e großer Held g'west. Awer jets' därf ich's jo sage. Der Naboleon hot noch ärger Angsicht ghatt in der Schlachd vunn Wadderloo — wie ich vor meiner Bavett. Unn des will 'was haife!“

Fürbitte.

Gedenke, daß du Schuldner bist
Der Armen, die nichts haben,
Und deren Recht gleich deinem ist
An allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu dir des Lebens
Gesegnet goldne Ströme gehn,
Laß nicht nach deinem Tisch vergebens
Den Hungrigen durchs Fenster sehn;
Verschenke nicht die wilde Taube,
Laß hinter dir noch Lehren sehn,
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Tranbe!

Hermann Klingg.

In einer Nacht.

Eine Erzählung.



in niedriger, blau-grauer Spätnovemberhimmel hing über der Gegend. Bis vor kurzem hatte ein selten schöner Herbst das fruchtgeschmückte, weinlaubumrankte Szepeter hochgehalten. Nun aber war die Witterung umgeschlagen. Seit mehreren Tagen hatte sich die Sonne nicht gezeigt, und besonders feine Nasen witterten in der Luft

mit unfehlbarer Sicherheit das Nahen des ersten Schnees.

Auf der Landstraße, die nach dem tief in die Berge gebetteten Dörfchen Zellern führte, schritt ein kräftiger, hübscher Bursche rüstig dahin. Er war in den Sonntagsanzug eines einfachen Arbeiters gekleidet, sein energisches Gesicht mit den lebhaften Augen hatte aber einen Ausdruck, der das deutliche Streben nach einem höheren Wirkungskreis zeigte.

Bertold Fröhlich war in dem Dörfchen Zellern, dem er mit einer ungeduldig drängenden Hast zustrebte, daheim. Er arbeitete aber schon seit mehreren Jahren in der etwa fünf Stunden entfernten Kreisstadt in einer Kunstschlosserei. Die Eltern brauchten ihn nicht, da zu dem Häuschen, das sie ihr eigen nannten, weder Feld noch Wiese, sondern nur ein hübsches Gärtchen gehörte, das die kränkliche Mutter zusammen mit einer angenommenen entfernten Verwandten im stande hielt, während der Vater dreimal wöchentlich die Botengänge zwischen dem Dörfchen und dem Marktflecken besorgte, der noch zwei Stunden tiefer in den Bergen lag.

Bertold verbrachte regelmäßig alle Feiertage, manchmal auch einen Sonntag daheim bei den Eltern. Da lebten dann die Zwischenzeiten auf, in denen sie voneinander getrennt gewesen, und jedes kleinste Ereignis ihres engen Lebens gab den Anlaß zu liebevoller Aussprache und Anteilnahme.

Vater und Sohn saßen sich, ihre Pfeifen schmauchend, gewöhnlich am Fenster gegenüber, bei gutem Wetter auch draußen in dem Gärtchen, das eine hübsche, von wildem Wein überrankte Laube besaß. Und die Mutter und ihre elternlose Verwandte, die unscheinbare, kleine Eva, hielten sich strickend und aufhorchend in der Nähe der beiden Männer. Es war so schön, wenn der Bertold von den wunderbaren Fortschritten der Elektrizität erzählte, für die sein junges, begeisterungsfähiges Schlosserherz stürmisch

glühte. Hoffte er doch einmal selbst, vom Ambos zur Elektrizität übergehen zu können. Er wollte sich nur erst in dem einmal gewählten Beruf vollständig ausbilden. Nichts Halbes, war sein Wahlspruch.

Vater und Mutter nickten sich mit glänzenden Augen zu, wenn er so in die Zukunft hinein baute. In geradezu anbetender Andacht hingen aber die Augen der kleinen, blassen Eva an ihm. Ihr war er der Held ihrer Träume, einer, der das Größte wollte und auch erreichen würde. Ihre schwärmerisch leuchtenden Blicke senkten sich jedoch sofort zu Boden, wenn Bertold ihr einmal im Gespräch das Gesicht zuwandte. Nicht um die Welt durfte er ahnen, wie es in ihr aussah. Sie, das arme, kleine, blasser Ding, wäre ja doch niemals seiner würdig gewesen, aber daß er mitleidig über sie lächelte, das wollte sie auch nicht. Darum mußte sie auf der Hut sein, damit ihr übervolles Herz sich nicht verrate.

In der Dämmerung begaben sich Vater und Sohn wohl zu einem Schoppen ins Wirtshaus. Der Alte machte gern Staat mit seinem Jungen, aber Bertold lehnte unter den Dörflern durchaus nicht seine erworbenene Stadtweisheit heraus. Still und gehalten saß er hinter seinem Glas und sprach gewöhnlich erst, wenn ihn dieser oder jener Wißbegierige dazu aufforderte. Da ließ er sich dann freilich von dem, was ihm am Herzen lag, hinreißen, und man hörte ihm hier im Wirtshaus beinahe ebenso gespannt zu wie daheim.

Merkwürdigerweise konnten seine Altersgenossen den frischen, lebensfreudigen Burschen nie bewegen, mit auf den Tanzboden zu kommen. Er finde kein Vergnügen am Tanzen, behauptete er. Da zeigte sich nun der sonst so offene Bertold nicht als ganz wahrheitsliebend. Freilich nach dem Tanzen an und für sich brannte er nicht besonders, aber er wußte auf dem Tanzboden eine Tänzerin, mit der er sich für sein Leben gern im Kreis geschwungen hätte. Er mußte oft sogar gewaltsam an sich halten, um nicht in den Saal zu eilen, wenn die lockenden Walzerlänge ertönten.

Seit Jahren schon liebte er im stillen die hübsche Tochter des reichen Dorngutbauern, er täuschte sich auch darin nicht, daß ihm Veronika feurigere Blicke zuwarf als den übrigen Burschen. Aber eine Aussprache hatte sie stets geschickt zu vermeiden gewußt, so daß er sich seufzend sagte, die Sache sei wohl aussichtslos, um so mehr, da der als stolz und hart bekannte Dorngutbauer gewiß nie eine Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem blutarmlen Burschen, wie er, zugegeben haben würde.

Allerdings lebte in ihm die Hoffnung, daß vielleicht bald schon dieser Fehler der Armut von ihm genommen werde. Er beschäftigte sich nämlich im geheimen mit einer Erfindung. Konnte er sie zu einem glücklichen Ausgang führen, so erwartete er davon einen völligen Umschwung seiner Verhältnisse.

Dann war ja wohl auch Aussicht vorhanden, daß er nicht ohne Erfolg um die Hand Veronikas werben dürfe. Inzwischen aber hielt er es für das Beste, sie

zu meiden, so gut er konnte. Vor allem floh er den verführerischen Tanzboden. Wozu die stille Herzenswunde immer weiter aufreißen, wie es auf dem Tanzboden, Brust an Brust mit ihr, umschmeichelt von den betörenden Klängen der Musik, unausbleiblich geschehen mußte?

Im Dorf wäre mehr wie eine gewesen, die den hübschen Burschen gern getrostet hätte, aber er hatte für keine andere Augen. Er bemerkte es nicht einmal, wenn bei seinen Besuchen daheim diese oder jene oft absichtlich seinen Weg kreuzte, damit er sie ansprechen müsse. Auch in der Stadt war er blind für jeden ermunternden Blick.

Und von dem Schatz treuester, reinsten Liebe, der in Gestalt Evas ihm oft so nahe war, daß er nur die Arme auszustrecken brauchte, um ihn an seinem Herzen zu bergen, wußte er ja nichts. Er hatte wohl schon einigemal gefunden, daß ein stiller, echt mädchenhafter Reiz für sie einnahm, obwohl ihr Gesicht gar nicht hübsch war, aber irgend ein lebhafteres Gefühl hatten die Gedanken an sie nie in ihm hervorgerufen.

Mitte November erhielt Bertold vom Vater einen Brief, in dem er ihm mitteilte, die Mutter habe sich erkältet und liege zu Bett, das Unwohlsein sei aber nicht gefährlich. Gerade jetzt lag eine solche Häufung von Arbeit vor, daß der Bursche sich nicht gut losmachen konnte, sonst wäre er sofort an das Krankenbett geeilt. Schon wenige Tage später traf ein zweiter Brief bei ihm ein, der ihn sofort nach Hause rief, da die Krankheit der Mutter eine Wendung zum Schlimmen genommen habe.

Nun ließ sich Bertold durch nichts mehr halten und machte sich augenblicklich auf den Weg.

Die frühe Abenddämmerung begann schon niederzusinken, als er die letzte Höhe erklimmte, von der aus er das Heimatdörfchen, von leichten Rauchwolken halb verschleiert, zu seinen Füßen liegen sah.

Er blieb einen Augenblick tief aufatmend stehen und wuschte sich den Schweiß von der breiten Stirn. Sein sonst so frisches, braunes Gesicht war heute sehr blaß, und während er mit dem Handrücken auch über die Augen fuhr, blinkte es schon wieder verätherisch darin auf. Bertold liebte die stille, sanfte Mutter von Herzen, und auf dem ganzen Wege hatte das Stofagebet auf seinen Lippen gebrannt, der Himmel möge ihm die teure Kranke erhalten.

Ein paarmal war es seltsamerweise aber auch wie ein Murmeln des Zorns über diese Lippen gebrochen. Er mußte seine Gedanken krampfhaft bei der Krankheit der Mutter festhalten, sonst schweiften sie immer wieder ab zu jenem schönen Mädchen im Dorngut, zu der Veronika. Wie konnte das nur geschehen — gerade heute?

Er hatte eine Erklärung dafür, wenn er sie auch nicht als Entschuldigung gelten ließ. Vorgestern war er in der Stadt zufällig dem ihm wohlbekanntem Wägelchen des Dorngutbauern begegnet, und darin hatte neben der schönen Veronika der Zeumerfranz gesessen, ein reicher Bursch aus dem Nachbardorf.

Die Wageninsassen hatten ihn nicht bemerkt, wohl

deshalb, weil sie in ein überaus vertrauliches Gespräch vertieft schienen. Er hatte wie entgeistert hinter ihnen hergestarrt, gleich einer eisernen Klammer hatte es sich ihm um die Brust gelegt. In diesem Augenblick war es ihm erst so recht klar geworden, wie sehr er Veronika liebte, und immer wieder kehrten seitdem seine Gedanken zu ihr und dem Zeunerfranz zurück, und immer stürmischer erklang in ihm die Frage, ob die beiden Liebesleute seien?

Sogar auf dem schmerzlichen Weg zum Krankentbett der Mutter konnte er jene Gedanken und jene Frage nicht verbannen, so daß er endlich ganz zornig die Fäuste ballte und froh war, das Dorf erreicht zu haben. Nun war er in wenigen Augenblicken daheim, und über die Schwelle des Krankenzimmers sollten ihm die ungeliebten Gäste gewiß nicht folgen. Dort war nicht Zeit und Ort, törichte Liebesorgen nachzuhängen.

Rasch schritt er zwischen den ersten Häusern des Dorfschens dahin, da schoß ihm das Blut auf einmal siedend heiß vom Herzen zum Kopf, und der stockende Atem wollte kaum noch aus der Brust. Dort am Eingang des Dorngutes, an dem er vorüber mußte, stand Veronika.

Das junge Mädchen war eine echte rechte Bauernschönheit, groß, kräftig gewachsen, das Gesicht blühend und von leichtgewellten braunen Haaren umrahmt.

Bertold wollte mit raschem Gruß an ihr vorübergehen. Sie rief ihn aber an und streckte ihm lachend die Hand entgegen, so daß er notgedrungen stehen bleiben und in die dargebotene Rechte einschlagen mußte.

„Hast du's denn gar so eilig?“ fragte sie und hielt wie im Scherz seine Hand fest. „Kannst mir doch erst hübsch »guten Abend« sagen und fragen, wie's geht und steht? Soviel müßt' ich dir doch wert sein, mein' ich.“

Der alte Zauber, den die Nähe des jungen Mädchens stets auf ihn ausgeübt, begann den Burschen wieder zu umstricken. Er wurde blutrot, und seine Augen irren scheu am Boden hin. „Ich hab's wirklich eilig,“ stammelte er. „Meine Mutter ist schwer krank.“

„Schwer krank?“ wiederholte sie. „Ach, ängstige dich doch nicht. So schlimm kann's nicht sein. Sonst hätte ich etwas davon gehört. Sie wird wieder einen Anfall ihres alten Brustleidens haben. Das ist kein Wunder bei dem plötzlich eingetretenen rauhen Wetter.“

„Nein, nein, es ist schlimm. Der Vater hat mir geschrieben —“

„Um Leben und Tod wird's nicht gleich gehen. Bleib nur ein paar Minuten da. Wir haben uns so lange nicht gesehen. Der Vater und die Knechte sind heute Mittag nach Beerenhausen gefahren, um Holz abzuliefern. Die Mägde sind noch nicht vom Felde heim. Ich bin ganz allein zu Hause. Leiste mir ein wenig Gesellschaft. Ich hab' mir in der Küche Warmbier gemacht. Komm, trink einmal mit. Das wird dir gut tun nach dem anstrengenden Marsch.“

Und sie zog den nur leicht Widerstrebenden an der Hand durch den Hofraum nach der Küche, wo sie ihn in der Nähe des Herdes auf eine Bank niederdrückte.

Er war wie von einer fixen Idee von dem Gedanken beherrscht, daß er jetzt erfahren könne, ob zwischen ihr und dem Zeunerfranz wirklich eine Verständigung bestehe. Darum war er ihr gefolgt. Vielleicht stand es auch wirklich nicht so schlimm um die Mutter, so daß er kein Unrecht tat, wenn er ein paar Minuten im Dorngut blieb. So lullte er die sich regende Stimme seines Gewissens ein.

Veronika hatte ihm gegenüber auf einem niedrigen Schemel Platz genommen und reichte ihm nun eine Tasse des würzig duftenden Getränks. Mechanisch



„Hast du's denn gar so eilig?“ fragte sie.

griff er darnach und führte die Schale an die Lippen, und ebenso mechanisch beantwortete er die Fragen, die sie an ihn richtete. Zu jener Frage aber, die ihm in der Seele brannte, wollten die Worte nicht über seine Lippen. Er fühlte die Kehle wie zugeschnürt. Gleichsam in einem Bann befand er sich. Leben war scheinbar nur in seinen Augen. Die hingen mit verzehrender Glut an dem Gesicht des jungen Mädchens, auf das die Herdglut ihre rotflackernden Lichter warf.

Und plötzlich ward die so lange niedergehaltene Empfindung für die Geliebte in dem heißblütigen Burschen übermächtig. Er sprang auf, riß Veronika von ihrem Schemel empor und bedeckte ihren Mund mit heißen Küßen. Sie wehrte sich kaum und duldete auch, daß er sie dann neben sich auf die Bank zog.

So saßen sie eng aneinander geschmiegt, und unter heißem Flüstern und heißerem Küßen verging wohl eine halbe Stunde. Veronika gestand dem Burschen, daß sie ihn schon immer geliebt, sich aber vor der Strenge ihres Vaters gefürchtet habe.

Der Vater dürfe auch jetzt von dem Vorgefallenen nichts erfahren. Er sei schrecklich in seinem Zorn.

„Bitte, Bertold,“ bat sie und machte sich von ihm los, „gelobe mir, zu schweigen. Mein Vater hat mich für den Zeumerfranz bestimmt, und daran ist nichts zu ändern. Nächsten Sonntag soll schon die Verlobung sein. Du wirst mich gewiß nicht in Ungelegenheiten bringen wollen? Nicht wahr, lieber Bertold, du schweigst?“

Der stand wie erstarrt. Also doch! Jener andere sollte der Glückliche sein! Mit ihm hatte sie nur gespielt, das herzlose Geschöpf, während er sich dem überschwenglichen Wonnegefühl hingeeben, seine kühnsten Träume würden in Erfüllung gehen. Ein blinder, heißer Zorn wallte in ihm auf. Es sah aus, als wolle er auf Veronika zustürzen und sie für ihr frevelhaftes Spiel strafen.

Sie wich vor seinem zornsprühenden Augen ängstlich in eine Ecke der Küche zurück. Da wurden draußen Stimmen laut; das gab ihr wieder Mut, und sie näherte sich dem Burschen und sagte: „Geh jetzt, die Mägde kommen vom Feld heim. Sie gehen erst in den Stall, ehe sie hierher in die Küche kommen. Du kommst gerade noch hinaus, ohne daß sie dich bemerken.“

Sie legte plötzlich die Hand auf seinen Arm und sah ihn abermals mit ihrem verführerischen Lächeln



Veronika gestand dem Burschen, daß sie ihn schon immer geliebt habe.

an. „Wenn du willst, können wir uns ja morgen noch einmal sehen. Ich habe dich wirklich lieb, Bertold. Aber ich muß dem Vater folgen. Das wirst du doch einsehen.“

Sie huschte an ihm vorüber in die neben der Küche gelegene Wohnstube, deren Tür sie hinter sich schloß. Der Bursche raffte sich auf, murmelte eine halbblaute Verwünschung und stürzte über den Hof

auf die Straße hinaus. Hier blieb er einen Augenblick stehen und strich sich das hereingefallene Haar aus der heißen Stirn. Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

Da griff es plötzlich wie mit kühlen Kinderfingern nach seinem glühenden Gesicht. Er sah auf. Der erste Schnee sank in großen, weichen Flocken lautlos vom Himmel hernieder. Bertold nahm den Hut ab und ließ sich das heiße Haupt kühlen. Dann schritt er langsam mit schwankenden Schritten vorwärts. Der Flockenschleier in der Luft ließ ihn kaum die enge Seitengasse erkennen, die er einschlagen mußte, um zu dem väterlichen Hause zu gelangen. Endlich hatte er's erreicht. Die niedrigen Fenster waren verhängt, aber es schimmerte ein schwacher Lichtschein dahinter.

Bertold stand ein paar Schritte vor dem Häuschen still, in einem unwillkürlichen Schauer in sich hineinfröstelnd. Ihm war, als könne er gar nicht über die Schwelle, als habe er sich dessen unwürdig gemacht. Die Stimme der kranken Mutter hatte ihn hergerufen, er aber hatte sich im letzten Augenblick von einer anderen Stimme betören lassen und die kranke Mutter vergessen.

Wie sollte er ihr nur ins Auge sehen, wenn es wirklich so schlimm um sie stand, wie ihm der Vater geschrieben, wie durfte er sie küssen mit den Lippen, die eben noch in wildem Sinentaumel an dem Mund jenes falschen Mädchens gehangen!

Er stöhnte laut auf und biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Dann rieb und scheuerte er sich mit dem Rockärmel die Lippen fast blutig, um die Spur jener sündhaften Küsse fortzutilgen.

Endlich klinkte er die Haustür auf und tappte sich durch den dunklen Flur behutsam nach der Wohnstube. Die Tür war nur angelehnt. Der Bursche trat zaghaft auf die Schwelle. Mit einem raschen Blick überflog er das Innere des Zimmers. In dem Bett, das den ganzen Hintergrund des niedrigen Raumes einnahm, lag die Mutter und schlief wohl. Wenigstens waren die Augen festgeschlossen, und die mageren Hände lagen friedlich getrennt auf der bunt gewürfelten Decke.

Bertold lehnte sich an den Türpfosten zurück und atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, die Mutter schlief, hatte wohl die ganze Zeit geschlafen, während er sich im Dornbusch bei Veronika befunden! Er hatte sie nicht um kostbare Minuten bestohlen, in denen sie voller Schmerzen dagelegen und auf seinen Schritt gelauscht hatte, der sich immer noch nicht hören ließ. Sein Vergehen wollte ihm jetzt minder schwarz und abscheulich erscheinen.

Auf dem Tischchen neben dem Bett stand ein Licht, und der Schein fiel gerade auf das Gesicht der Mutter. Dies Gesicht aber war so seltsam blaß und starr, wie der Bursche jetzt beim Nähertreten wahrte, ein Ausdrück war darin — ein Ausdrück — sein Herz drohte plötzlich stillzustehen. Eine entsetzliche Ahnung stieg in ihm auf.

In diesem Augenblick wahrte er erst die Gestalt

eines jungen Mädchens, das neben dem Bett kniete und inbrünstig betete. In ihre Andacht versunken, hatte sie sein Kommen nicht bemerkt.

„Eva,“ stieß Bertold mit versagender Stimme hervor. „Wie geht es der Mutter?“

Eva fuhr auf, und in ihren Augen malte sich das innigste Mitleid mit dem armen Burschen, der noch nicht wußte, daß inzwischen der Tod seinen Einzug in dem Häuschen gehalten hatte. Sie ging auf Bertold zu und tastete nach seiner Hand. „Sei stark, Bertold,“ bat sie in rührender Teilnahme, „die Mutter schläft nicht, wie du wohl glaubst, — sie ist vor einer Viertelstunde gestorben.“

„Vor einer Viertelstunde?“ wiederholte Bertold lallend. „Also während ich —“

Mit einem Wehschrei stürzte er über das Bett hin und flehte: „Mutter, Mutter, schlage nur noch einmal die Augen auf und sage, daß du mir verzeihen hast! Nun weißt du ja schon, was ich getan! Sage, daß du mir vergibst! Wie soll ich sonst mit dieser Schuld auf dem Gewissen weiter leben? Du bist gestorben, während ich — —“

Er schlug in seiner Verzweiflung mit dem Kopf so heftig wider den Bettrand, daß er bewußtlos und mit blutender Stirn neben dem Lager der Toten zusammensank.

Eva hatte in seine wirren Klagen keinen Sinn bringen können. Sie ließ sich auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, sondern schleppte nach der ersten Erstarrung mit zitternden Händen ein Wasserbecken herbei und wusch dem Ohnmächtigen das Blut von der Stirn. Die Berührung mit dem kalten Wasser ließ seine Besinnung zurückkehren. Er richtete sich an Evas Hand langsam auf, ließ sich von ihr zu einem Stuhl führen und litt es geduldig, daß sie ihm ein weißes Tuch um das verletzte Haupt schlang. Regungslos saß er dann da und brütete dumpf vor sich hin.

Eva hatte sich ihm gegenüber gesetzt und die Hände auf der Tischplatte gefaltet. Zwischen beiden stand die Lampe und ließ ihren zitternden Schein hin und wieder spielen. Das Lager der Toten befand sich jetzt im Dunkeln, da Eva es mit ihrem Rücken deckte. Von dem ungesügten Rachelosen her strömte eine leise, sanfte Wärme durch das Zimmer. An der Wand neben der Tür tickte die kleine Schwarzwälberuhr. Es lag ein stiller Frieden über dem niedrigen, engen Raum. In den Herzen der beiden jungen Menschenkinder freilich fehlte er.

Bertold hatte die Empfindung, sein ganzes Leben sei nun zerstört. Für alles, was noch kam, fehlte ihm der Segen der Mutter. Sie hatte in ungestillter Sehnsucht nach seinem letzten Wort sterben müssen. Er mußte plötzlich an die Erfindung denken, mit der er sich trug. Nun mißlang sie ihm gewiß, und wenn sie ihm glückte, konnte er keine Freude daran haben. Möchte in Zukunft auch sein Lebensweg nach aufwärts führen, ein schwarzer Schatten fiel stets darauf, und dagegen half wohl alle seine Reue nichts.

In seine müde, stumpfe Verzweiflung versunken,

bemerkte er gar nicht, daß die arme blasse Eva, außer mit dem Schmerz um die Tote, die ihr Mutter gewesen war, auch noch mit einer anderen Empfindung zu ringen hatte. Es war offenbar eine tiefe Unruhe, die sich in ihren weichen Zügen ausprägte. Sie sah öfters auf die Uhr und horchte dann angestrengt nach dem Fenster hin, ob sich draußen kein Schritt vernehmen lasse.

Endlich stand sie leise auf und ging hinaus.

Als sie in das Zimmer zurückkehrte, konnte sie die Angst nicht länger verbergen, die immer mehr in ihr Platz griff.

Bertold sah auf und fragte: „Was hast du denn?“

„Der Vater —“ stotterte sie. „Ich war eben vor der Tür. Der Schnee liegt schon wenigstens einen Fuß hoch, und es schneit noch immer ununterbrochen weiter. Der Vater ist aber noch nicht von seinem Botengang zurück. Eigentlich hätte er schon vor einer Stunde da sein sollen. Wenn ihm nur nichts geschehen ist.“

Bertold war schon bei Evas ersten Worten aufgesprungen. In seinem Schmerz und Glend hatte er gar nicht daran gedacht, nach dem Vater zu fragen. Jetzt rassie er seinen Hut von einem Stuhl auf und stürmte nach der Tür.

Eva hielt ihn zurück. „Du bist so erschöpft,“ sagte sie besorgt. „Traust du deinen Kräften auch nicht zuviel zu? Es ist zwei Stunden bis Beerenhausen. Wenn nur jemand da wäre, der mit dir gehen könnte. Aber ich darf die Tote nicht allein lassen.“

Bertold wehrte ihre besorgten Reden ab. „Laß nur. Die kleine Schramme an der Stirn macht mir nichts. Ich spüre sie kaum noch.“ Er machte eine Bewegung, als wolle er an das Lager der stillen Schläferin herantreten und davor in die Knie sinken. Aber der Gedanke an das, was er getan, scheuchte ihn gleichsam von der ernstern Ruhestatt zurück. Nur einen scheuen Blick voll bitterer Reue ließ er darüber hinschweifen.

„Wache und bete du bei der toten Mutter, Eva,“ stieß er hervor. „Bete auch für mich mit,“ setzte er mit sinkender Stimme hinzu und drängte abermals nach der Tür.

„Noch einen Augenblick,“ rief Eva Bertold an. Sie war zu einem kleinen Wandschrank geeilt und kam mit einem Fläschchen zurück, das sie mit einem von ihr selbst angelegten Beeregeist gefüllt hatte. Sie schob das Fläschchen in die Brusttasche des Burschen, reichte ihm mit abgewandtem Gesicht die Hand und murmelte mit tränenerstickter Stimme: „Geh mit Gott, Bertold — und kehre glücklich mit dem Vater wieder heim.“

Sie leuchtete ihm durch den Flur bis zur Haustür. Kaum hatte er sie geöffnet, so umpfiß ihn die kalte Winterluft. Es war, wie es schien, sehr windig geworden. Bertold atmete tief auf, als schüttle er eine schwere Last von sich ab. Es ward ihm freier um die Brust. Gott sei Dank, er hatte für die nächste Stunde eine Aufgabe vor sich, die ihn hoffentlich den

unfähig quälenden Gedanken und Empfindungen, die in ihm tobten, für eine Zeitlang entrinnen ließ.

Gewiß war es ihm vergönnt, den Vater durch den so unvermuthet hereingebrochenen Wintersturm, auf dessen Tücken er nicht vorbereitet war, glücklich heimzuleiten. Ob ihm diese geringe That dann als ein Verdienst angerechnet wurde, das seine große Schuld der toten Mutter gegenüber verringerte? Als spähe er nach einem bejahenden Zeichen, hob er unwillkürlich die Augen zum Himmel, aber der war grau und lichtlos, kein tröstender Stern schimmerte zu ihm hernieder.

Der Burſche ſtürmte hinaus in die Nacht.

Der armen Eva verlosch plötzlich unter dem herabblausenden Sturmstern das Licht in der Hand. Auch das wenige Licht in ihrer Seele wollte mit Bertolds Fortgehen vollends verlöschen. Dunkelheit und namenlose Bangigkeit drängten so heftig auf sie ein, daß sie dem Enteilenden angstvoll hätte nachrufen mögen: „Bleib — bleib! Wer weiß, was da draußen in der unwegsamen Nacht für Gefahren auf dich lauern!“ Aber sie mußte diesen Ruf voll bitterer Herzensnot auf ihren Lippen zurückhalten.

Vor allem galt es ja doch, den Vater aufzufinden, ihn zu retten vor dem drohenden Tod des Erfrierens! Gott mochte um beide seinen schützenden Mantel breiten.

Eva tastete sich in das Sterbezimmer zurück und sank an dem stillen Lager in die Knie nieder. Sie zog die Hand der Toten an ihre Lippen und bat sie inbrünstig, in den lichten Höhen, zu denen sie aufgeschwebt sei, Fürbitte einzulegen für Vater und Sohn, daß sie wohlbehütet heimkehren möchten in die schützenden Mauern.

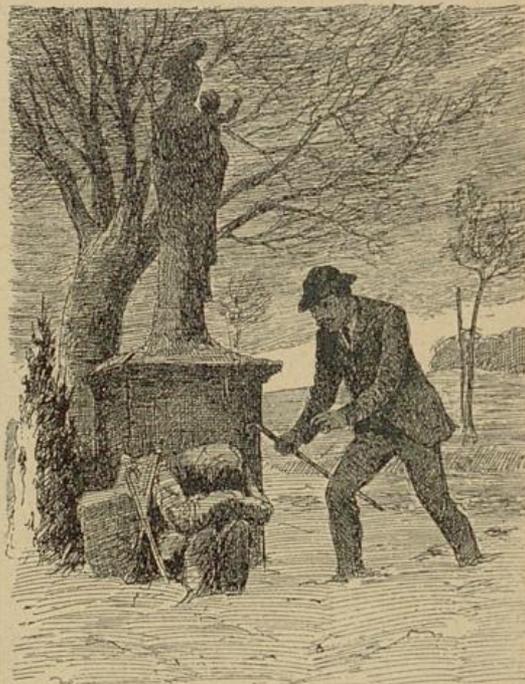
Auf einmal fuhr das junge Mädchen erschrocken in die Höhe. Wie mit Blut übergossen stand sie da. Ihr war eingefallen, daß sie dem heimkehrenden Bertold, der mehrere Stunden anstrengenden Weges hinter sich hatte, auch nicht einen Bissen, nicht einen Tropfen vorgesetzt! Wie er gekommen war, erschöpft und müde, hatte sie ihn wieder in die Nacht hinausgehen lassen. Freilich, der eingetretene Todesfall mochte ihr als Entschuldigung dienen. Sie hatte darüber alles andere vergessen.

Aber nein, gerade weil der Tod die umsichtige Hausfrau aus dem kleinen Heim abgerufen, hätte sie mit verdoppeltem Eifer sich der verwaisten Stelle annehmen müssen. Gewiß, gewiß, sie hatte sich in nicht zu entschuldigender Weise pflichtvergessen gezeigt, nichts von dem biblischen treusorgenden Frauengemüt war in ihr gewesen. Sie konnte und durfte sich diesen bitteren Vorwurf nicht ersparen, und ihr war, als regten sich auch die stummen Lippen der Heimgegangenen dort zu diesem Vorwurf, zu dem mahnenden Wort: Nie soll man über dem Tod das Leben vergessen! Den Lebenden gebührt in allem das erste Anrecht!

Voll flammender Beschämung eilte sie in die Küche, um für Vater und Sohn ein kräftiges Abendessen zu

bereiten. Ihre heißen Tränen tropften nieder auf das Gerät. —

Inzwischen war Bertold trotz dem schlechten Wege in voller Jugendkraft dahingeführt. Es schneite noch immer, dazu wuchs der Sturm, der sich aufgemacht hatte, in bedenklicher Weise an. Die Straße war schon völlig verweht. Bertold hatte stellenweise Mühe, sich zurechtzufinden, aber seine scharfen Augen durchdrangen das Schneegestöber und ließen ihn die mit dicken Hauben überzogenen Marksteine erkennen, die da und dort aufgestellt waren. Dabei versäumte er keineswegs, nach rechts und links über die verschneiten



Das konnte ja nur die zusammengefunkenen Gestalt eines Menschen sein.

Wiesen und Felder hinzuspähen, falls der Vater die Richtung verloren habe und vom Wege abgekommen sein sollte.

Eine Stunde mochte er sich so, ohne auch nur einmal ausschweifend stehen geblieben zu sein, vorwärts gearbeitet haben, als er eine hohe Gestalt erblickte, die still und regungslos am Wege stand. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Wer mochte das sein, der da in Schnee und Nacht so einsam in der menschenleeren Gegend verharvt? Der Vater war nicht so groß, und heute bei dem schlechten Wetter ging er gewiß noch gebückter als sonst. Die Gestalt dort ragte aber hoch auf in feierlichem Schweigen.

Bertold trat leicht klopfenden Herzens näher und erkannte mit flüchtigem Lächeln in dem vergrämmten Gesicht seinen Irrtum. Er war den Weg schon seit ein paar Jahren nicht mehr gegangen, es war ihm

ganz entfallen, daß ungefähr in der Mitte des Weges zwischen dem Dörfchen und dem Marktslecken ein Muttergottesbild aufgerichtet stand. Er sah mit frommem Gruß zu ihm auf und wollte weitergehen.

Da stützte er. Sein Blick hatte eine formlose Masse gestreift, die am Fuß des Heiligenbildes, halb vom Schnee verweht, in unbestimmten Umrissen sichtbar war.

Wie vorher am Totenbett der Mutter, stand dem Burschen auch jetzt einen Augenblick das Herz still. Er war unfähig, nur ein Glied zu rühren.

Das konnte ja nur die zusammengefunkenen Gestalt eines Menschen sein, auf die seine brennenden Augen niederstarrten. Allmächtiger — wenn es sein Vater wäre!

Und es war sein Vater, wie er im nächsten Augenblick, auf den Knien liegend, sich überzeugte.

Ein qualvoller Schrei entrang sich Bertolds Brust. War denn dieser Tag bestimmt, ihm alle seine Lieben zu rauben, damit er fortan in bitterster Reue sein verlorenes Leben ganz allein weiter tragen mußte?!

Aber nutzlose Klagen und Betrachtungen waren jetzt nicht am Platze. Es galt, zu handeln, zu retten, was noch zu retten war. Er tastete mit bebenden Händen nach dem Herzen des Zusammengebrochenen, und nachdem er die Hülle der Kleider davon entfernt hatte, legte er das Ohr daran. Gottlob, das Herz bewegte sich noch unter schwachen, unregelmäßigen Schlägen, und jetzt war ihm auch, als wehe aus dem halberstarrten Mund des Alten ein leiser Hauch über sein Gesicht hin. Mit einem dankbaren Blick sah der Bursche zu der milblächelnden Muttergottes auf, deren allerbarmende Liebe ihm das teure Leben behütet hatte.

Während er nun den Oberkörper des Vaters behutsam aufrichtete und den lieben alten Kopf an seine Brust lehnte, gelobte er sich, alle seine Kräfte aufzubieten, um den Vater jetzt auch vollends in Sicherheit zu bringen. Es mußte ihm gelingen! Und einen Schritt vorwärts zur Verzeihung des Himmels für die schwere Schuld, mit der er sich an der sterbenden Mutter versündigt, tat er damit gewiß.

Vor allem mußte er sein ganzes Augenmerk darauf richten, den Vater ins Bewußtsein zurückzurufen. Er holte das Fläschchen hervor, das Eva ihm in die Tasche geschoben, und flößte dem Ohnmächtigen einige Tropfen des belebenden Inhalts ein. Der alte Mann konnte erst ganz kürzlich hingefunken und eingeschlafen sein. Er schlug unter den zärtlichen Bemühungen Bertolds langsam die Augen auf und suchte seine Gedanken, die schon halb und halb in die Gesilde des Todes hinübergeirrt waren, zu sammeln.

Endlich erkannte er in freudigem Schreck den Sohn, der mit leiser, weicher Stimme auf ihn einredete: „Wie fühlst du dich, Vater? Komm, trinke noch einen Schluck. Das wird dir gut tun. So.“

„Ja — ja — das tut gut,“ erwiderte der Alte. „Aber sage mir — wie kommst du denn hierher? Ach richtig, ich habe dir ja geschrieben, daß du heimkommen möchtest, weil die Mutter — wie geht's

denn der Mutter?“ fragte er in lebhaft erwachender Sorge. „Du kommst doch von zu Haus —“

Bertold nahm alle seine Kraft zusammen, um ruhig zu bleiben. Der Vater durfte in diesem Augenblick natürlich die Trauerbotschaft nicht erfahren. Die schmerzliche Wahrheit hätte seinen schwachen Kräften den letzten verhängnisvollen Stoß geben können. So antwortete der Bursche tapfer: „Die Mutter schläft —“

„Die Mutter schläft,“ schwabte der Alte, der an der Brust des Sohnes gar nicht daran zu denken schien, daß er sich noch immer mitten in den Gefahren der Winternacht befand, zufrieden vor sich hin. „Sie schläft — das ist gut. Dann hat sie sich nicht meines langen Ausbleibens wegen gekümmert. Aber du, mein guter Junge, hast Angst bekommen, und da bist du mir entgegengeläufen. Das war brav von dir. Siehst du, ich hatte mich im Flecken ein bißchen verspätet — und dann fing es auf einmal zu schneien an — und der Sturm kam — da wollten meine Kräfte nicht mehr so recht aushalten. Ich setzte mich hier bei der Mutter Gottes nieder, um auszuruhen. Muß aber wohl eingebuselt sein. Und wer weiß, wenn du nicht gekommen wärest —“

Bertold unterbrach den behaglichen Redestrom des Alten: „Ja, ja, Vater. Nun versuche aber vor allem einmal, dich auf die Füße zu stellen. Wir müssen heim. Deinen Korb freilich werden wir wohl bis morgen im Stich lassen müssen.“

„Das schadet nichts,“ meinte der Alte mit einem Seitenblick auf seinen treuen Kameraden, der halb unter dem Schnee vergraben lag. „Er ist heute gerade vollständig leer. Es wird ihm nichts geschehen unter der weichen Decke. Morgen früh sag' ich dann dem Ziegelpeter, daß er ihn auf seinen Wagen nimmt und ihn mir Abends mit heimbringt.“

Von den kräftigen Armen des Sohnes unterstützt, war es für den alten Mann kein allzu großes Kunststück, sich vollends aufzurichten. Aber als er dann versuchen sollte, ein paar Schritte vorwärts zu tun, rief er kläglich: „Bertold, ich glaube, es geht nicht. Die Füße sind mir so eigentümlich schwer.“

Der Bursche überlegte einen Augenblick. Kurz entschlossen sagte er dann, während er niederkniete: „Komm, Vater, ich nehme dich auf den Rücken. Du legst die Arme fest um meinen Hals. So wird's schon gehen. Komm.“

Der alte Mann tat, wie ihm geheißen wurde, und Bertold erhob sich mit seiner Last, die im ersten Augenblick allerdings ziemlich leicht erschien, da der Vater von kleiner, schwächlicher Gestalt war.

Aber der Bursche verhehlte sich keineswegs die Schwierigkeit seines Unternehmens. Seinen Kräften war durch den weiten Weg aus der Kreisstadt bis zum Heimatdorfe und durch den gewaltigen Schmerz, der dort auf ihn eingestürzt war, schon sehr viel zugemutet worden. Auch die Wunde an der Stirn hatte ihn geschwächt — und schließlich das Entsetzen, als er am Muttergottesbild den erstarrten Vater auf fand! Doch er biß die Zähne zusammen und sagte

sich im stillen: „Es muß sein, und so soll es auch sein!“

Zum Glück hörte es auf zu schneien, auch der Sturm ließ nach. Die Wolken teilten sich da und dort, und wie neugierige Augen, die das märchenhafte Schauspiel der über die Erde hingebreiteten fleckenlosen Riesendecke betrachten zu wollen schienen, flimmerten die Sterne aus ewiger Höhe hernieder.

Bertolds Gesicht übersog ein heller Schein. Die Sterne, nach denen er vorher vergeblich ausgeschaut — da waren sie! Es dünkte ihm ein gutes Zeichen.

Er schritt mit sicheren und kräftigen Schritten vorwärts. Dabei richtete er dann und wann eine liebevolle Frage an den Vater, der mit seiner alten, treuherzigen Stimme versicherte, er fühle sich ganz wohl, Evas Heidelbeergeist habe ihn bis in die Knochen hinein erwärmt.

Leider hatte Bertold kaum die Hälfte des Weges hinter sich, als er fühlte, daß seine Kräfte urplötzlich zu erlahmen anfangen. Seine Brust keuchte, sein Atem pfliff. Dazu kroch eine bleierne Müdigkeit an ihn heran. Er wollte sie nicht aufkommen lassen und riß die Beine förmlich vom Boden empor, um sie weiter vorwärts zu setzen. Allein er bot umsonst seine ganze Widerstandskraft auf. Vor seinen Augen kreisten Feuerräder, wild hämmerte es in seinem Kopf, er fühlte, wie ihm im nächsten Augenblick die Sinne schwinden mußten.

Er hatte gerade noch die Kraft, sich auf die Knie niederzulassen, damit er nicht mit dem Vater zusammenstürze und der alte Mann in jähem Fall sich einen Schaden zufüge. „Was ist denn?“ fragte der Vater ängstlich.

„Ich — kann — nicht — mehr —“, lallte Bertold, „ein wenig ausruhen — dann — dann —“ er verlor das Bewußtsein.

Jammernd warf sich der Alte über ihn. „Bertold — Bertold —“ wimmerte er, „so müssen wir alle beide sterben — erfrieren in der kalten Nacht! — Nein — warte — ich versuch's — ich bin jetzt ausgeruht — ich werd' schon gehen können — ich hole Hilfe — da kommt schon Hilfe,“ schrie er erfreut auf und beugte sich wieder über den Ohnmächtigen, als wolle er ihn wachrütteln.

Um die Wegbiegung kamen drei Gestalten. Voran hastete ein Weib, das eine Laterne in der Hand trug. Es war wirklich Hilfe in der höchsten Not. Und das ging so zu. Nachdem Eva ein kräftiges Abendessen bereitet hatte, begab sie sich wieder in die Stube, um am Lager der Toten zu beten. Aber mitten im Gebet schraf sie plötzlich empor. Sie konnte die Fürbitte nicht zu Ende bringen. Das Gedächtnis und die Lippen versagten den Dienst. Eine heiße Angst packte sie, als laure draußen in der Nacht ein großes Unglück. Wie eine Vision kam es über das bebende junge Geschöpf. Sie sah ihn, der ihr das Liebste auf der Welt war, in Schnee und Nacht mit dem Tode ringen. Es war ihr, als ob ein Hilferuf an ihr Ohr geschlagen habe, ein Schrei, der letzte Laut von Bertolds Lippen.

In zitterndem Entsetzen schraubte sie die Lampe tiefer und schlug ein Kreuz über das Bett. „Wach du bei ihr,“ sagte der verstörte Blick, den sie zum Muttergottesbild emporwandte.

In der Küche füllte sie heißen Milchkaffee in eine Flasche, unwickelte sie gut mit einem Tuch, damit der Inhalt warm bleibe, und barg das Ganze in einem Körbchen. Dann nahm sie ein Tuch um die Schultern, zündete sich eine Laterne an und eilte hinaus in die Nacht.

Schräg über der Straße drüben stand das Wirtshaus. Aus den niedrigen Fenstern fiel ein schwacher Schein heraus auf den Schnee. Trotzdem Wochentag war, mußten sich also noch Gäste in der Wirtsstube befinden. Eva atmete erleichtert auf und trat ein, um Hilfe zu erbitten.

Gleich in der Nähe der Tür saßen zwei Burschen aus den Nachbarhäusern beim Kartenspiel. Die zitternde Eva trat an den Tisch heran. Im ersten Augenblick fand sie keine Worte, dann aber brach ihr Herzeleid von den blassen Lippen. Bertold, der der kranken Mutter wegen heimgekommen sei, habe sich aufgemacht, um dem Vater nach Beerenhausen entgegenzugehen. Nun hätte es bereits elf Uhr geschlagen und weder Vater noch Sohn seien heimgekehrt. Es müsse gewiß ein Unglück geschehen sein.

„Da muß freilich nachgesehen werden,“ sagte der eine Bursche gutmütig und legte die Karten fort. Auch der andere stand auf, und bald darauf wanderten sie rüstig auf dem Wege nach Beerenhausen dahin, Eva in ihrer drängenden Hast immer ein paar Schritte voraus.

Der alte Mann kam ihnen entgegen. „Gott Lob und Dank!“ rief er ein- über das anderemal und führte sie an die Stelle, wo der Bursche zusammengebrochen war. Die urkräftige Natur Bertolds überwand die zweite Ohnmacht ebenso rasch wie die erste am Totenbett der Mutter. Gerade als Eva in unendlichem, wenn auch wortlosem Schmerze sich über ihn neigte, streckte er ihr die Hand entgegen und ließ sich aufhelfen.

Er nahm dann einen Schluck aus der Flasche, die Eva mit ihren zitternden Händen geschäftig hervorholte. Der Trank hatte sich warm erhalten und wirkte vollends belebend auf den durch die Überanstrengung Geschwächten. Auch der Vater mußte trinken. Er tat es herzhast und erklärte dann, als ihm die beiden mitgekommenen Burschen rechts und links die Arme reichten, mit solch kräftiger Unterstützung die letzte Wegstrecke recht gut zurücklegen zu können. Man setzte sich in Bewegung. Eva folgte mit Bertold.

Sie wußte recht wohl, daß sie, die Kleine, Schwächte, für den großen stattlichen Burschen keine tatkräftige Hilfe sein konnte, und doch bat sie ihn zaghaft, er möge sich auf ihre Schulter stützen.

Das tat er nicht, aber er blieb stehen, griff nach ihrer Hand und drückte sie herzlich. „Du gute, treue Eva,“ sagte er, und noch einmal: „Du gute, treue Eva du!“

Da war es um die Fassung des armen Dings geschehen. Die Natur machte ihr Recht geltend, die angestaunte fürchterliche Erregung, die sich in Evas Brust angesammelt hatte, brach sich in heißem Schluchzen Bahn. Wie ein Tränenkrampf kam es über sie. Da Bertold den Arm um sie legte, verlor sie vollends alle Herrschaft über sich, barg den Kopf an seiner Brust und stammelte: „Wenn du — gestorben wärst — ich weiß nicht, was ich getan hätte —“

Blitzartig kam die Erkenntnis über Bertold. Auf's tiefste erschüttert stand er bei diesem Ausbruch des jungen Geschöpfes, das bisher seine Liebe so schweigend und tapfer niederkämpft hatte. Er strich über ihr blondes Haar hin und fragte weich: „So lieb hast du mich, Eva?“

„Über alles lieb,“ flüsterte sie schamhaft zurück und presste ihr Gesicht noch fester an seine Schulter. „Sei nicht böse, daß ich es ausspreche — aber ich kann nicht anders, — ich habe dich schon immer geliebt — vom ersten Augenblick an, da ich in euer Haus kam — — ja, Bertold.“

Er dachte mit qualvoll bitteren Empfindungen an Veronika und verglich ihr herzloses Spiel mit der keuschen, allmächtigen Liebe, die in Evas junger Seele für ihn glühte. Und da verblaßte in der seinigen das Bild der schönen, stolzen Großbauern-tochter, und durch seine Brust zog es wie die leise Ahnung eines wahren, reinen Glückes, das aus Evas blauen Augen für ihn erblühen würde.

Er drückte das noch immer leise schluchzende Mädchen sanft an sich und sagte mit erschellter Stimme: „Ich hätte nicht gedacht, daß mir in dieser unglückseligen Nacht noch eine solche lichte Verheißung zu teil werden würde. Eva, was du vorhin zu mir gesagt hast, war keine Frage, und doch bin ich dir eine Antwort darauf schuldig. Aber ehe ich sie gebe, mußt du vollständige Klarheit haben, mußt wissen, was ich getan habe.“

Und er erzählte ihr den Vorgang im Dorngut, der die Schuld daran getragen, daß er erst daheim eingetroffen war, als die Mutter schon hinübergegangen zur ewigen Ruhe. Nicht mit einer Silbe beschönigte er seine Verirrung.

Sie hatte sich, während er sprach, mechanisch von ihm losgemacht und war einen Schritt zurückgetreten.

„Siehst du,“ rief er schmerzlich, als er geendet und eine Weile vergeblich auf ihre Antwort gewartet hatte, „du verurteilst meine Handlungsweise. Jetzt weiß ich, daß mir auch die Mutter im Himmel nicht vergeben kann!“

Eva hatte einen Augenblick wie erstarrt gestanden. Nun aber streckte sie rasch die Hand aus und sagte in ergreifendem Ton: „Wie kannst du denken, daß eine Mutter ihrem Sohn nicht vergeben würde! Und auch ich darf dich nicht verurteilen, Bertold, nein, nein — nie könnte ich das —“

Sie stockte.

Er sah sie fragend an, aber sie wandte sich plötzlich ab und lief, von neuem weinend, den Vorangegangenen nach, die um eine Wegbiegung verschwunden waren.

Im Nu hatte Bertold die Geflüchtete eingeholt und fragte verwirrt: „Was hast du? Wenn du glaubst, daß die Mutter mir vergeben hat, wenn auch du mir vergibst — warum weinst du denn?“

„Ich — ich schäme mich,“ schluchzte sie in tiefster Herzensnot. „Du liebst eine andere — und ich — ich habe dir gesagt —“ wieder stockte sie.

Er aber hatte begriffen, was in ihr vorging. Mit beiden Händen hielt er sie fest und sagte ernst: „Ich habe eine andere geliebt, Eva. Doch das ist vorbei. Diese Liebe ist tot für immer. Willst du mir das glauben? Sprich!“

So voll tiefer Feierlichkeit war sein Ton, daß sie überzeugt nickte und mit den feuchten Augen in seinem Lächeln zu ihm aufsaß.

„Dann mußt du mir auch noch eins glauben,“ fuhr er fort. „Diese Nacht, die mir die Mutter genommen und meine Seele mit schwerer Schuld belastet hat, diese Nacht, die mich beinahe auch das Leben des Vaters gekostet hätte — siehst du, ich segne sie trotz alledem! Hat sie mich doch einen Blick tun lassen tief in ein reiches, schönes, opfermutiges Frauenherz! Und dieses Herz sollte ich nicht festhalten? Da verdiente ich, einer Zukunft voll Dunkel und Sorge entgegenzugehen. Aber du sollst sie mir hell machen.“ Er breitete die Arme aus und rief leise: „Eva!“

Und sie hing an seinen Lippen. Aber nur einen Augenblick. „O Bertold,“ sagte sie dann, „ist es nicht Sünde, in dieser Nacht, in der die Mutter für immer von uns gegangen ist, ein so großes Glück zu empfinden, wie es mir fast die Brust zer Sprengen will?“

Er hob ihr blondes Köpfschen und deutete auf einen Stern, der am Himmel in besonders hellem Glanz erstrahlte.

„Wir wollen denken, dort oben befinden sich jetzt unsere gute Mutter,“ sagte er. „Der Stern leuchtet so hell, weil die Mutter sich über unser schwer er-rungenes Glück freut, weil sie uns zulächelt.“

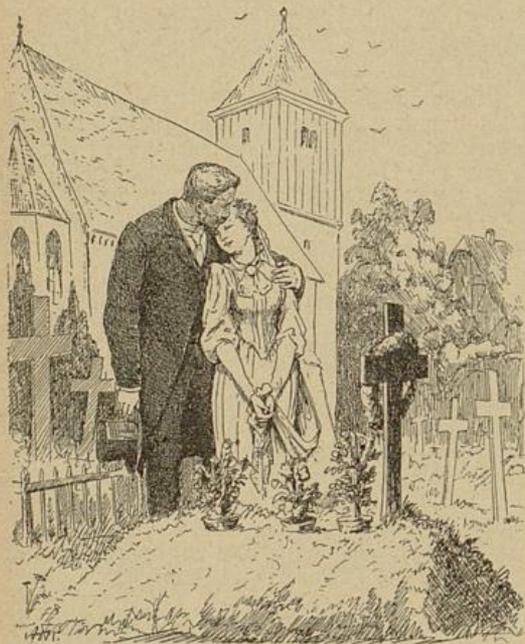
„Wie schön du das sagst,“ erwiderte Eva voll Bewunderung und schmiegte sich dankbar an seine Seite. Er zog sie nun rascher mit sich vorwärts, damit der Vater nicht vor ihnen zu Hause anlange. Der alte Mann durfte auf keinen Fall unvorbereitet an das stille Lager der Heimgegangenen treten. —

Bald nach dem Begräbnis, an dem das ganze Dorf teilgenommen, kehrte Bertold in die Stadt zurück. Wohl zitterte ein tiefer Schmerz in ihm nach, aber von dem Druck der schweren Schuld fühlte er sich befreit. Voll frischer Kraft ging er an die Arbeit, und seine Freistunden widmete er nach wie vor den Büchern und seiner Erfindung. Und in einer Nacht zum Sonntag, die er voll besonderen Eifers in seiner stillen Kammer durchgearbeitet, sah er sich mit den ersten rosigten Sonnenstrahlen an dem heißersehnten Ziel. In seinem freudigen Drang entdeckte er sich sofort seinem Meister, der den fleißigen und bildungsbegeisterten Burschen sehr gern hatte.

Es handelte sich um eine wichtige Verbesserung

an einem elektrischen Beleuchtungskörper. Der Meister erkannte zwar die Tragweite der Erfindung nicht ganz, schickte aber doch Bertold damit kurzerhand nach Berlin zu einem befreundeten Fabrikanten. Der Fabrikant fand gleichfalls an dem strebsamen, gescheiterten Burschen Gefallen, er kaufte ihm seine Erfindung ab und bot ihm zugleich eine Stellung in seinem Geschäft an. Bertold griff natürlich mit beiden Händen zu.

Ehe er die Stellung aber antrat, eilte er für ein paar Tage nach Hause, um dem Vater sein großes



An dieser heiligen Stätte gelobten sich Bertold und Eva nochmals Treue.

Glück mitzuteilen, dessen Kunde eine gewaltige Aufregung in dem stillen Dorf hervorrief, und sich öffentlich mit seiner kleinen Eva zu verloben.

Ein Jahr später sollte die Hochzeit stattfinden.

Als Bertold zu der ersöhnten Feier im Dorf eintraf, war er aufs höchste erstaunt, seine Eva so ganz verwandelt vorzufinden. Sie hatte die Zeit seiner Abwesenheit benutzt, um unter der Leitung des Lehrers und seiner Frau, die früher auf einem großen Gut Mannsell gewesen war, sich allerlei nützliche Kenntnisse zu erwerben und zugleich auch in ihrer Kleidung und in ihrem Benehmen auf eine höhere Stufe zu erheben.

Bertold brauchte sich durchaus nicht zu schämen, das zierliche, hübsche Mädchen als seine Frau mit nach Berlin zu nehmen. Er hätte sie aber auch mit sich genommen, wenn sie die schüchternen, kleine, blasse Eva von früher geliebt wäre. Denn er hatte sie in der Zeit seiner Abwesenheit von ganzem Herzen liebgewonnen.

Natürlich wollten die beiden den Vater bewegen, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Allein er konnte sich nicht von dem Dorf und seinem Häuschen trennen, er wollte darin in stiller Beschaulichkeit den Rest seiner Tage verleben. Die Kinder mußten ihm aber versprechen, ihn in jedem Sommer einmal zu besuchen. Das taten sie herzlich gern.

Zu ihrem Innern würden sie natürlich dem stillen, friedlichen Erdenwinkel, wo ihnen eine einzige Nacht soviel an Schmerz und Freude gebracht und eine Wendung ihres Daseins herbeigeführt hatte, auch draußen in dem lauten, bewegten Leben stets eine Erinnerungsstätte bewahren, und die Sehnsucht zog sie gewiß von Zeit zu Zeit einmal dahin.

Als die Trauung vorüber war, ging das junge Ehepaar mit Kränzen und Blumen hinaus zum Grabe der Mutter, und an dieser heiligen Stätte gelobten sich Bertold und Eva nochmals Treue und Liebe für das ganze Leben.

Das vorrätige Grab.

Niemand kann wissen, ob der Tag, den man gesund, glücklich und froh begrüßt, einen ebenso günstigen Abschluß findet. Gar mancher, der im Vollgefühl seiner Kraft noch ein halbes Jahrhundert vor sich zu haben vermeinte, lag plötzlich, ehe man sich dessen versah, tot und starb auf der Bahre. So auch der Totengräber von Hinterkirch.

Der war ein sehr robuster, stämmiger Mann und infolge seines Berufes auch sehr robust am Gemüt, teilnahmslos gegen fremdes Weh und Leid geworden. Er schaufelte Alte und Junge, Greise und Kinder hinunter, als ob es Kuntelrüben und keine mit Tod abgegangene Menschenkinder wären, die auf dem Friedhof der Auferstehung harren sollten. Im Interesse seines Geschäftes tat es ihm nur leid, wenn wenige starben.

„Das Wetter ist viel z'g'sund, der Wind zu lind und der Regen zu warm,“ konnte er in seiner rohen Weise sagen. „Da stirbt ja niemand und ich komme um den Verdienst, wenn so wenige abreisen. Da war's doch vor zehn Jahren ein ander Werk, als die Diphtheritis und das Nervenfieber grassierten. Da hatte ich Einnahmen, daß ich auch leben konnte, bei Gott! Jetzt aber, seit die neue Brunnenleitung fertig ist und das Wasser klar und ohne Unrat aus allen Röhren spritzt und in allen Ecken und Enden für die teure Gesundheit der Menschen Sorge getragen wird, jetzt gibt's höchstens noch eine elende Influenza, die selten einen umzubringen vermag.“

So und ähnlich drückte sich der Totengräber von Hinterkirch aus, oft zum großen Verdruf der Leute, die ob solcher Gemütsroheit sich empörten.

Einmal im Winter, es war im kalten, schaurigen Monat März, stellte die „lumpige“ Influenza, welche nach des Totengräbers Ansicht keinen umzubringen vermochte, mit aller Macht sich ein, um die Leute von ihrem Können zu überzeugen. Innerhalb der kurzen Frist von vierzehn Tagen waren in dem keines-

wegs so großen Hintertisch acht Menschen gestorben und viele alte Leute lagen noch auf Leben und Tod im Kampf mit dieser tödlichen Krankheit, der „lumpigen“ Influenza. Der Totengräber hatte alle Hände voll zu tun und stellte sich nach jeder Grabschauung im Wirtshaus ein, um beim Schoppen seiner Freude über das „Blühen des Geschäftes“ Ausdruck zu geben.

Eines Abends kam er auch schweißtriefend in den „Adler“ und bestellte einen halben Liter vom Besten, weil es sich, wie er sagte, gegenwärtig rentiere.

„Du schwitzt ja, Sepp,“ redete der Adlerwirt ihn an, „daß das Wasser an dir runter läuft. Ist doch wirklich nicht besonders warm draußen.“

„Das gerade nicht,“ entgegnete dieser, „aber ich habe diesen Nachmittag geschaut, daß es eine Art hatte, habe zwei Gräber gemacht.“

„Zwei?“ fragte der Wirt. „Meines Wissens ist doch außer dem Maiernazi niemand gestorben. Zu was also zwei Gräber?“

„Es sind aber noch einige reif für den Knochenmann,“ sagte der Totengräber. „Die alte Müllerlies und das Schrosenmarelli machen beide keine acht Tage mehr mit, und so hab' ich, weil ich just Zeit hatte, ein Grab im Vorrat gemacht!“

„Verfündige dich nicht, Sepp,“ entgegnete der Wirt, „und warte den Leuten nicht so gierig auf den Tod. Er kommt auch einmal an dich und leicht könnte es eintreffen, daß du einmal ein vorrätiges Grab für dich selbst schaufelst.“

„Für mich?“ sagte der Totengräber. „Da schau her,“ und er schlug auf die breite Brust, daß es dröhnte, „da drinnen sitzt noch Leben für ein ganzes Vierteljahrhundert oder noch mehr. An mich wagt sich der Senfmann noch nicht, ich bin immer noch ein Kerl, der Wind und Wetter standhält!“

„Er hat schon Stärkere bezwungen, als du einer bist, und sei es, wie es wolle, danke Gott für deine Gesundheit und freue dich nicht so über den Tod deiner Mitmenschen. Schön ist das auf keinen Fall. Hast du nicht gesehen, wie verzweifelt Sutterbecks Kinder hinter dem Sarge gingen und wie die Ganterbäuerin im Übermaß ihres Schmerzes in das Grab ihres Mannes springen wollte? Jeder Mensch lebt gern, so gern wie du auch, und muß einer doch gehen, wie viel Glend und Tränen läßt er zurück.“

„Bah,“ sagte der Totengräber, „gestorben muß einmal sein, und die Tränen, die oft nicht einmal aufrichtig sind, verlieren sich bald. Für alte Leute, wie ich sie in den letzten Zeiten hinunterschaufelte, ist's einfach kein Schaden. Die sind sich und andern zur Last und es ist gut, wenn sie fortkommen und den Jungen Platz machen.“

Der Adlerwirt hatte auch schon graue Haare, und war er schon vorher über die Rohheit dieses Menschen empört, jetzt kam er ganz außer sich und sagte: „Jetzt trinkst deinen Wein aus und packst dich und kommst mir nimmer in die Wirtschaft. Denn du bist der Ausbund der Rohheit.“

„Aha,“ sagte der Totengräber, „du bekommst Respekt vor mir, weil du auch schon mit einem Bein im Grab stehst. Aber gleichviel, ob ich zu dir komme oder nicht, in kurzer Zeit kommst du zu mir, dann werf' ich dir ein paar Schollen mehr auf den Deckel, daß du genug hast. Für heute sag' ich Adieu!“

„Wie Gott will,“ entgegnete der Wirt, „aber auch du wirst ihm nicht entgehen, trotz breiter Brust und frecher Zunge!“

Und siehe, eher als der Wirt selbst gedacht hätte, sollte seine Prophezeiung am Totengräber sich erfüllen. Noch am gleichen Abend fühlte dieser beim Nachhausekommen infolge der Erkältung, die er sich durch den kalten Wein zugezogen hatte, den er in der Hitze hineingetränken, heftiges Seitenstechen, die Lungenentzündung begann ihre Arbeit, die „lumpige“ Influenza kam auch dazu, und drei Tage später lag der Totengräber da, besiegt, kalt und starr, trotz breiter Brust und gesundem Magen, und nach drei weiteren Tagen trug man ihn hinaus auf den Kirchhof in sein „vorrätiges Grab“.

Paul.



„Mach doch nicht immer so ein wüstes Gesicht, Jakobchen, sonst straft dich der liebe Gott und läßt es dir stehen!“

„Gelt, Tante, dir ist das deine auch stehen gelieben!“